

## 7. Sekundärliteratur

### **Zehn Jahre Zögling der Waisenanstalt in den Franckeschen Stiftungen. (Oktober 1841 bis März 1852).**

**Schmidt, Karl Wilhelm**

**Halle (Saale), 1898**

---

#### **Nutzungsbedingungen**

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

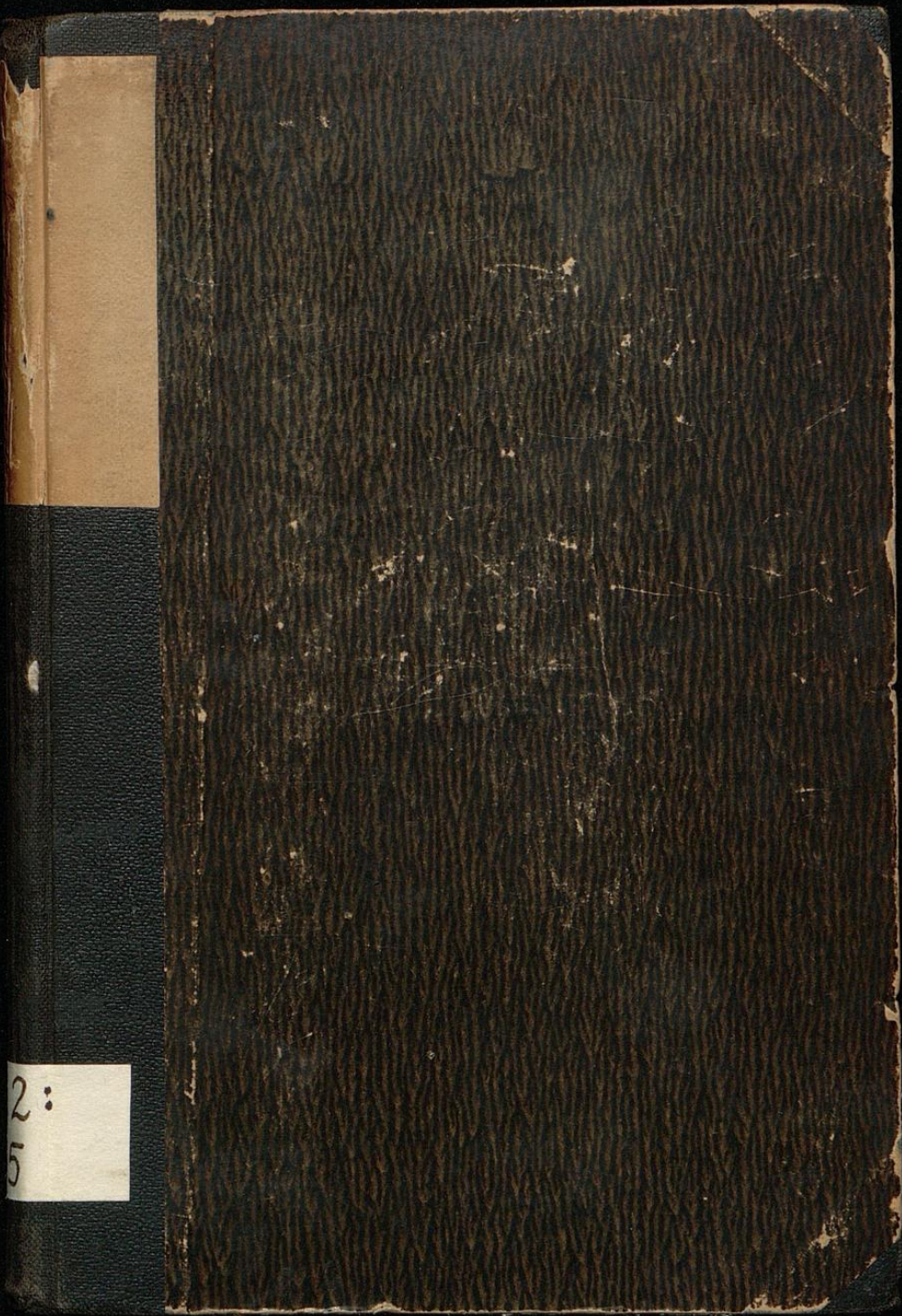
Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle ([studienzentrum@francke-halle.de](mailto:studienzentrum@francke-halle.de))

#### **Terms of use**

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle ([studienzentrum@francke-halle.de](mailto:studienzentrum@francke-halle.de))



2:  
5





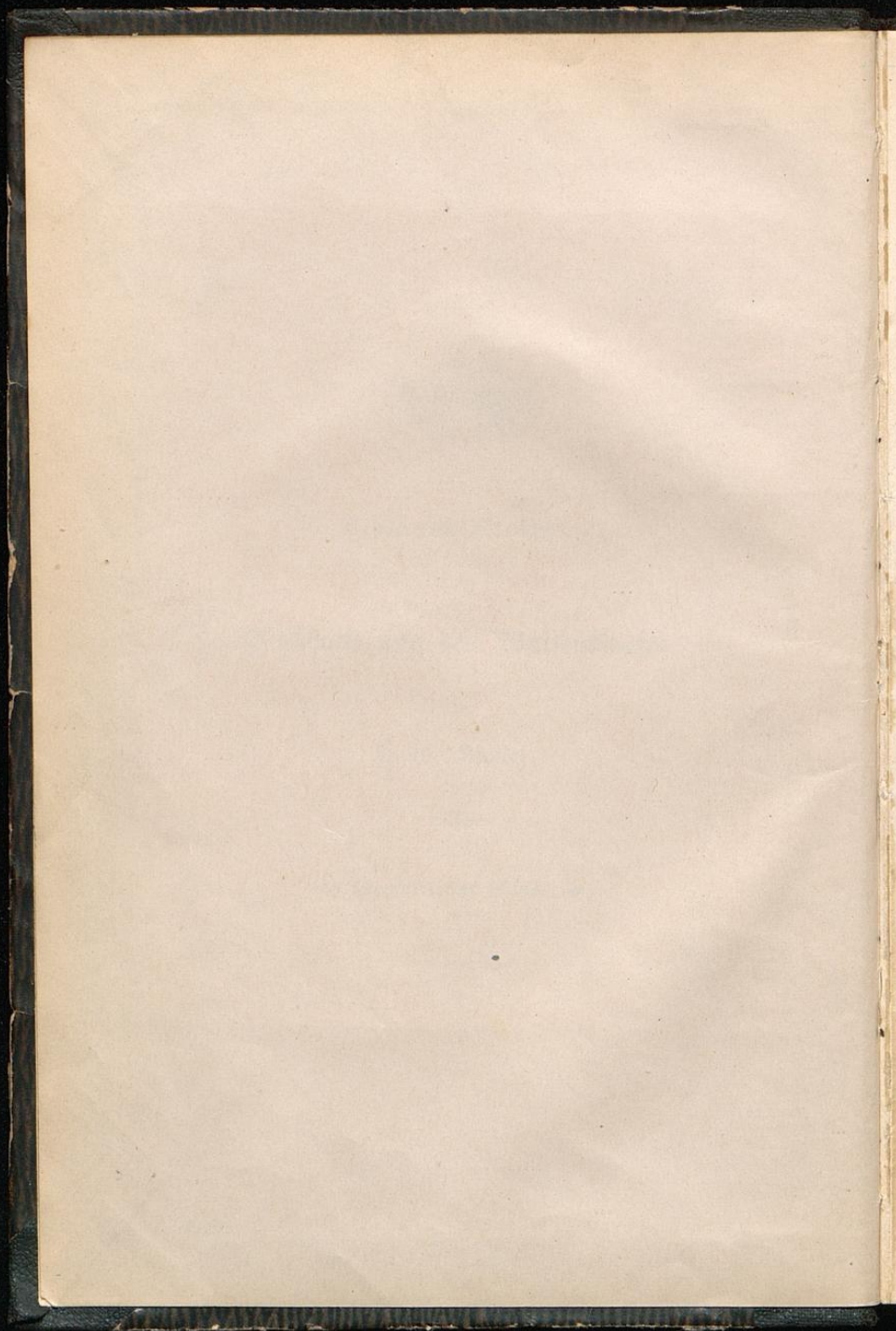
Verlagsbibliothek  
der  
Buchhandlung des Waisenhauses  
in  
Halle (Saale).



→: Gegründet 1698. :←







Zehn Jahre  
Zögling der Waisenanstalt

in den

Franckeschen Stiftungen.

(Oktober 1841 bis März 1852.)

Von

Dr. Karl Wilhelm Schmidt.

---

Halle a. S.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

1898.





FS. 2:885

## V o r w o r t.

---

„Wie lebendig die Erinnerungen aus der Kindheit bleiben, ist schier unglaublich. Sie sind wie die erste Flüssigkeit, die ein poröses Gefäß aufgenommen hat; nichts kann ihre Spur vertilgen.“

Charles de Berkeley, „Reiseabenteuer“.

Die Anregung zur Aufzeichnung der nachstehenden Erinnerungen empfing der Verfasser durch den Hinblick auf die im nächsten Sommer bevorstehende Jubelfeier der Stätte seiner Jugendbildung. Eindrücke und Erlebnisse aus längst verflossenen Tagen, die, zwar unvergessen, der Seele aber vielfach nur in schwankender Gestalt vor-schwebten, traten wieder in festeren Umrissen und licht-voller Klarheit aus dem Nebel der Vergangenheit hervor. Um sie in der Gestalt, zu der sie sich bei der Rückerin-nerung verdichteten, festzuhalten, entschloß sich der Ver-fasser zu ihrer Aufzeichnung und Veröffentlichung. Dabei leitete ihn der Gedanke, daß es wohl auch für frühere und gegenwärtige Zöglinge sowie für Freunde und Gönner der Stiftungen von Interesse sein möchte, von dem Geist und den Zuständen, wie sie in der Jugendzeit des Ver-fassers auf der Waisenanstalt und in den von ihm besuch-ten Schulen herrschten, ein Bild zu erhalten, das, weil aus unmittelbarer Anschauung geschöpft, bei aller Unvoll-



kommenheit doch den Anspruch erheben darf, die Wirklichkeit nach Möglichkeit getreu wiederzuspiegeln. Einzelne der hier geschilderten Geschehnisse mögen freilich anderen unbedeutend oder anekdotenhaft erscheinen, der Verfasser aber glaubte auch diese zur Vervollständigung seiner Erinnerungen und zur Abrundung des Bildes nicht übergehen zu können, doch hat er dabei der naheliegenden Versuchung, dem Unbedeutenden durch stärkeren Farbenauftrag zu größerem Reiz zu verhelfen, widerstanden.

Daß den Verfasser bei der Schilderung seiner Erinnerungen vor allem das Gefühl aufrichtiger Verehrung für die Anstalt, der er so viel verdankt, geleitet hat, wird hoffentlich der Ton der Darstellung nicht verkennen lassen, und kaum wird es der Versicherung bedürfen, daß das liebevolle Verweilen bei den Szenen einer zwar harten, aber doch so glücklichen Jugendzeit dem Verfasser ein hohes Vergnügen bereitet hat. Möchte es ihm der Leser nachempfinden!

Gr. Lichterfelde, im Januar 1898.

Der Verfasser.

# I.

## Eintritt in die Anstalt.

An einem der letzten Septemberabende des Jahres 1841 stand ich, ein Knabe von zehn Jahren, zitternd vor Erregung in dem finstern Hausflur eines Nachbarhauses. In dem anstoßenden Zimmer, aus dem dumpfes Stimmengewirr an mein Ohr drang, befand sich ein seit mehreren Tagen hier zum Besuch weilender Zögling des Hallischen Waisenhauses, und diesem sollte ich, bestimmt, in wenigen Tagen ebenfalls unter die Zöglinge der gedachten Anstalt aufgenommen zu werden, heute vorgestellt werden. Für mich, den schüchternen Knaben, war der Unbekannte, der etwa fünf Jahre älter als ich sein sollte, ein Gegenstand scheuer Verehrung, und zwar um so mehr, als meine Phantasie seit langem unausgesetzt beschäftigt war, von dem Hallischen Waisenhause, in das ich aus beschränkten kleinstädtischen Verhältnissen eintreten sollte, sich die wunderbarsten Vorstellungen zu machen. So zögerte ich denn in begreiflicher Erregung mit dem Eintritt in das Zimmer, in dem ich eine so hochwichtige Bekanntschaft machen sollte, hätte auch vielleicht das Antichambrieren noch eine Weile fortgesetzt, wenn nicht ein plötzliches Öffnen der Thür dem in banger Erwartung draußen Harrenden Erlösung gebracht hätte.

Schmidt, Zehn Jahre Zögling.



„Sieh', da bist du ja!“ hieß es. „Nur immer herein. Eugen heißt nicht! Wir sprachen übrigens eben von dir und haben dich schon lange erwartet. Eugen, hier ist der künftige Hallenser!“

Mit diesen Worten wurde ich in das Zimmer geschoben und dicht vor die gewichtige Person hingestellt, die nicht, wie ich erwartet hatte, in der Waisenuniform, sondern in einen bequemen Schlafrock gehüllt, in zugleich nachlässiger und selbstbewußter Haltung auf dem Sofa saß und den Eingetretenen mit herablassender, doch nicht unfreundlicher Miene musterte und dann folgende Worte hervorsprudelte:

„Also, Knirps“, — beiläufig gesagt, war ich für mein Alter schon leidlich groß — „du willst auch auf die Orphanage? Weißt du auch, was dort deiner wartet? Hast du einen guten Magen und ein hartes Fell? Kannst du Flintensteine essen? Kannst da auf Reibeisen schlafen? Hast du auch ein gutes Gedächtnis? Du mußt nämlich alle Geseze — und es sind infam viele — gleich am ersten Tage wörtlich auswendig lernen, sonst giebt's Hiebe! Na, ich gratuliere zum Anfang!“

Ich hörte verblüfft und entsetzt diese Angeheuerlichkeiten an, während alle anderen Anwesenden in ein lautes Lachen ausbrachen.

„Und nun komm' einmal näher, Söhnchen; wir wollen sehen, wie es mit den Kräften steht“, fuhr Eugen fort. Dabei drückte er mir die Armmuskeln so heftig, daß ich nur mit Mühe einen Aufschrei des Schmerzes unterdrückte.“

„Siehst noch sehr windig mit den Muskeln aus“, sagte er bedenklich; „das wird aber anders werden, wenn du erst turnen lernst. Weißt du, was turnen ist?“

Ich schüttelte mit dem Kopfe. Das Turnen, das man in oberen Regionen lange Zeit mit Mißgunst angesehen hatte, weil es demokratische Gesinnung fördern sollte, war damals erst an wenigen Lehranstalten, zu denen das Hallische Waisenhaus gehörte, wieder als Lehrgegenstand eingeführt.

Nun folgte eine begeisterte Lobrede auf die edle Turnkunst und eine eingehende Beschreibung ihrer einzelnen Bethätigungen, die ich aufmerksam, aber ohne eigentliches Verständniß anhörte.

„Hast du schon Latein gehabt?“ fuhr mein neuer Kamerad fort.

Ich verneinte.

„Das ist schade. Dann kommst du auf die deutsche Orphanage, und dann kann ich dich nicht unter meine Zittige nehmen. Denn wir Lateiner haben mit den deutschen Bengeln keine Berührung. Ihr wohnt auch getrennt von uns.“

Mein Gesicht mußte bei dieser unerfreulichen Eröffnung wohl den Ausdruck der Bekümmernis angenommen haben; deshalb fuhr mein Gönner im Tone des Bedauerns fort: „Na, sei darum nicht bange, Söhnchen. Sehen werde ich dich ja wohl dann und wann. Aber, sage einmal, du siehst mir gerade so aus, als ob du schauerliches Heimweh kriegen würdest. Hast du schon einmal Heimweh gehabt?“



Ich konnte mir damals noch keine Vorstellung machen von diesem peinvollen Gemütsleiden, da ich bis dahin von meiner Mutter noch keine Nacht getrennt gewesen und kaum noch über das Weichbild meiner Vaterstadt hinausgekommen war.

Mein Gönner lachte, als ich ihm dies mittheilte.

„Um so schlimmer!“ meinte er. „Dann kommt das Heimweh um so toller.“

Der folgende Tag war ein Sonntag, und mein neuer Kamerad hatte mich für den Nachmittag zu einem Spaziergange aufgefordert. Wir verließen die Stadt und traten in den nahegelegenen herrlichen Laubwald ein, den wir ohne Rücksicht auf Weg und Steg durchwanderten, wobei Eugen sich eingehend über die Leiden und Freuden des Waisenhauslebens verbreitete, und, jedenfalls Wahrheit und Dichtung stark miteinander vermischend, eine Fülle von Einzelheiten aus dem Leben in der Anstalt erzählte, die dem Neuling nicht immer ermutigend klangen, aber meine schon ohnehin erhitzte Phantasie nur noch wilder erregten, übrigens auch meine Bewunderung für den greifteren und erfahreneren Gefährten mehr und mehr steigerten. Ich fand es auch ganz in der Ordnung, daß dieser anfang, sein Übergewicht über mich geltend zu machen und ein bißchen den Tyrannen zu spielen, indem er plötzlich mir ein Bein stellte, so daß ich tüchtig auf die Nase fiel, worüber er in ein lautes Lachen ausbrach. Auch bombardierte er mich mit Eichel und Schleh, zwang mich auch, von dieser letzteren sauren Frucht eine Handvoll hinunterzuwürgen

und ergözte sich an den Gesichtern, die ich dabei schnitt.

Plötzlich wurde er wieder ernst, blieb stehen und holte aus seiner Rocktasche ein bedrucktes Blatt Papier hervor, dessen Schrift er mir zu lesen befahl. Ich begann zu lesen:

„Sie sollen ihn nicht haben,  
Den freien, deutschen Rhein usw.“

„Kennst du das Lied?“ fragte er.

Ich verneinte.

„Nicht? Dann weißt du wohl auch nicht, daß wir beinahe wieder mit den Franzmännern Keilerei gekriegt hätten? Die verwünschten Kanaiillen haben die Lieder, die sie anno 1815 vom alten Blücher erhalten haben, schon wieder vergessen, fangen wieder an sich maufig zu machen, kriegen wieder Appetit auf unsern schönen Rhein. Und von dem allen weißt du nichts? Ihr seid ja hier in eurem Krähwinkel schrecklich zurück, und es ist die höchste Zeit, daß man dir ein bißchen Weltbildung eintrichtert. Das Rheinlied mußt du auf der Stelle lernen. Jeder brave Orphanus muß es kennen.“

Und ehe wir den Wald wieder verließen, hatte ich mir denn auch Text und Melodie jenes berühmten Liedes, das der rasch vorübergegangenen patriotischen Aufwallung jener Zeit seinen Ursprung verdankt, für alle Zeit fest und sicher eingeprägt. Und während wir das patriotische Lied in den stillen Abend hineinklingen ließen, wobei mein gerade am Stimmbruch leidender Gefährte zu meinem Diskant mit etwas ungefügigem Tone die zweite



Stimme sang, flüsterte es über uns in dem dichten Gezweig der gewaltigen Eichen, rauschte neben uns der klare Bach, führten um uns die Rücken ihre zierlichen Tänze aus, als ob unsere begeisterte Sangeslust ihren leichten Zügürchen in gesteigertem Maße Schwung und Kraft verliehe. Dämmerung senkte sich auf Wald und Flur hernieder, die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zitterten noch in den Wipfeln der alten Baumriesen, als wir aus dem Walde traten und beschleunigten Fußes den Heimweg antraten. Für mich aber ist das Rheinlied mit der Erinnerung an jenen köstlichen Septemberabend aufs innigste verflochten geblieben.

Ein paar Tage später sollte nach Halle aufgebrochen werden. Am Abend vor der Abreise machte meine Mutter mit mir Abschiedsbesuche bei befreundeten Familien. Ich gestehe, daß mir von niemandem das Scheiden besonders schwer wurde; denn ich war wie ein im Traum Wandelnder, meine Seele war so ganz gefüllt von dem Gedanken an das neue Leben, das nun für mich beginnen sollte. Eugen, mit dem ich in den letzten Tagen unausgesetzt verkehrt hatte, blieb noch zurück, da seine Ferien noch nicht zu Ende waren.

Es war noch stockfinstere Nacht, als ich am nächsten Morgen in Begleitung meiner Mutter durch die völlig unbeleuchteten Straßen nach der Poststation schritt. Denn die Postkutsche, die uns zur nächsten Eisenbahnstation entführen sollte, fuhr zu sehr früher Stunde ab. Der Postmeister, ein mir wohlbekannter freundlicher alter Herr, klopfte mir zum Abschied wohlwollend auf die

Schulter und sagte: „Na, mein Junge, du willst also nach Halle. Paß 'mal auf, du wirst dort groß und stark werden; denn das Hallische Wasser mästet.“

Nach einstündiger Fahrt in dem wackeligen Gefährt, dessen einzige Insassen meine Mutter und ich waren, erreichten wir die Eisenbahnstation. Mit Staunen erblickte ich hier zum erstenmal in meinem Leben das schauende Dampfroß. Wie ein Wunder erschien es mir, daß dieses eiserne Ungetüm vermöge einer mir unsichtbaren und unerklärlichen Kraft dahinrollte.

Das Eisenbahnwesen stand damals noch in den Kinderschuhen, und die Magdeburg-Leipziger Eisenbahn, auf der wir eine Strecke zurückzulegen hatten, war zur Zeit noch die einzige in der Provinz. Die Eisenbahnzüge befolgten noch redlich den Grundsatz: „Eile mit Weile!“ Es gab keine Schnellzüge, keine Nachtzüge, keine Rückfahrkarten, keine überdachten Bahnsteige, kurz von allen den zahlreichen der Bequemlichkeit des Reisens dienenden Einrichtungen der Jetztzeit war noch keine Spur vorhanden. Besonders bemerkenswert war, daß die dritte Wagenklasse — eine vierte bestand noch nicht — ihren Insassen den Genuß gewährte, den blauen Himmel über sich zu bewundern. Da nun aber auch damals der Himmel keineswegs immer blaute, so empfahl sich für die dritter Güte Fahrenden unter allen Umständen die Mitnahme eines Regenschirmes. Kam dann während der Fahrt ein tüchtiger Guß, so gelangte man nebenbei noch ohne eigenes Zutun zu dem Genuß eines Fußbades, da das auf dem Boden des Wagens angesammelte Regen-



wasser keinen genügenden Abfluß fand und sich oft recht hoch staute. Die Fahrscheine ferner bestanden in einem umfänglichen dünnen Papierlappen mit einem Coupon, den der Schaffner abzutrennen hatte. Der Schein belehrte in elf darauf gedruckten Paragraphen, deren letzter lautete: „Hunde dürfen überall nicht mitgenommen werden“, den Reisenden mit rührender Gewissenhaftigkeit über seine Rechte und Pflichten.

Nach kurzer Eisenbahnfahrt erreichten wir Halle. Diese Stadt, die seitdem fast um das Vierfache ihrer damaligen Größe angewachsen ist, machte auf mich, der ich noch nie eine größere Stadt gesehen hatte, einen mächtigen Eindruck. Namentlich fesselten mein Auge die schlanken, wolkenstürmenden blauen Türme und der in wuchtiger Masse sich erhebende, jenen benachbarte rote Turm. Trotz der vorausgegangenen Belehrung hatte ich bis dahin von dem Umfang und äußern Aufbau der Grandesehen Stiftungen noch eine sehr unvollkommene Vorstellung. Um so überraschender war für mich der Anblick des ehrwürdigen Vordergebäudes mit seiner mächtigen Freitreppe, seinen vielen Fenstern und der in goldenen Lettern an seinem Frontispice prangenden biblischen Inschrift. Noch überwältigender aber war die Wirkung, die der erste Blick von dem Innern des Vordergebäudes über den Vorderhof hin bis zum Denkmal des Stifters an dessen äußerstem Ende auf mich ausübte. Zugleich begann aber auch der Anblick dieser hohen Häuser, in denen ich nun dauernd wohnen sollte, auf mich einen beklemmenden Eindruck zu machen. Ich kam mir so klein und so fremd

in dieser großartigen Umgebung vor; ein seltsames, bisher ungekanntes Gefühl der Beängstigung und Gedrücktheit kam über mich; es war die erste Anwandlung des Heimwehs.

Unser erster Gang galt dem Inspektor der Waisenanstalt. Mit Zittern und Zagen trat ich vor diese wichtige Persönlichkeit. Doch verlor sich bald alle Ängstlichkeit, als ich das gutmütige, obwohl unschöne und kupferfarbige Gesicht des Waisenvaters mir freundlich zugewandt sah und die folgenden im breitesten Thüringer Dialekt geäußerten gütigen Worte vernahm: „Na, mein Sohn, ich freie mich, dich zu sehen. Mache mer nur kein trauriges Gesicht; es wird dir schon bei uns gefallen, und du wirst in mir einen zweiten Vater finden. Sei mer nur fleißig und ordentlich, und mache mer deiner teuren Mutter Freude!“ Dabei lachte er mit dem ganzen Gesicht, nickte mir freundlich zu und schüttelte mir kräftig die Hand. Die häufige Anwendung des ethischen Dativs besonders in der dialektischen Form „mer“ wirkte auf mich besonders vertrauenerweckend. Zuletzt händigte er mir ein Exemplar der Hausgesetze ein, die er mir fleißig zu studieren empfahl; dann entließ er uns unter erneuerten Zeichen des Wohlwollens.

Nahm ich von dem ersten Zusammentreffen mit dem Waisenvater einen günstigen Eindruck mit, so war dies nicht minder der Fall bei der Vorstellung vor dem Inspektionslehrer, dem unser zweiter Gang galt. Da ich keinen Brocken Latein kannte, so war ich, wie dies schon Freund Eugen vorausgesagt hatte, von dem Inspektor



für den Eintritt in die deutsche Schule bestimmt worden und sollte deshalb in die Waisenanstalt niederer Ordnung eintreten. Die besondere Leitung und Überwachung der beiden getrennten Waisenanstalten, von denen die höhere nur Schüler der Lateinischen Hauptschule und der Realschule, die niedere nur Schüler der deutschen Schule (Bürgerschule) umfaßte, war je zwei Lehrern der betreffenden Schulanstalten anvertraut, welche wöchentlich abwechselnd den Aufsichtsdienst versahen. Die beiden zusammengehörigen Aufsichtslehrer hatten damals ein gemeinsames Wohnzimmer dicht neben ihren Zöglingen und schliefen auch unter ihnen auf dem gemeinsamen Schlafsaale. Der diensthabende Aufsichtslehrer oder, wie er damals offiziell hieß, der wochhabende Spezialaufseher, dem wir uns nunmehr vorzustellen hatten, ein Herr A., war ein kleines, grauhaariges, etwas verwachsenes Männchen. Er trug einen stark abgenutzten grauen Anzug und hielt eine lange Pfeife in der Hand, von der er sich nicht trennen zu können schien. Das Zimmer war äußerst einfach möbliert und voll Tabakrauch. Auch dieser Würdenträger empfing uns höchst freundlich. Seine ganze Persönlichkeit erweckte mein volles Vertrauen. Wohlthuend wirkte besonders seine geflüsterte Hervorhebung der Lichtseiten meiner neuen Stellung; ich fühlte dankbar heraus, daß er mir Mut machen wollte, merkte aber auch schon, daß des Neulings manche Widerwärtigkeiten warteten, und daß überhaupt hier nicht alles so golden sei, wie ich anfänglich geträumt hatte. Ich erfuhr auch, daß jeder Neuling seine ersten Ferien in der Anstalt verbrin-



gen müsse; doch meinte Herr R., daß gerade die Weihnachtsserien für die Zöglinge, die übrigens auch zum Weihnachtsfeste aus Anstaltsmitteln beschenkt wurden, sich ganz angenehm gestalteten.

Da meine Mutter ihre Rückfahrt erst in einer späten Nachmittagsstunde anzutreten brauchte, erhielt ich bis zu dieser Zeit Urlaub, und wir nahmen nun die Gelegenheit wahr, uns die Stadt etwas genauer anzusehen. Aber obwohl das viele Neue und Sehenswerte, das sich nun meinem Auge bot, den jugendlichen Geist wohl beschäftigen und zerstreuen konnte, so vermochte es doch nicht, das trübe Gefühl, das mich zu beherrschen angefangen hatte, zu verschleichen. So lange ich freilich meine Mutter zur Seite hatte, war ich stark genug, die Thränen, die mir oft genug in die Augen treten wollten, zurückzudrängen. Als aber dann, nachdem wir in die Anstalt zu Herrn R. zurückgekehrt waren, meine Mutter von mir Abschied nahm, da brach das Heimweh mit voller Gewalt hervor. Schluchzend stürzte ich ihr, die von der Thür aus mir noch einmal zumdachte, nach; es schien mir unmöglich, mich von ihr zu trennen und allein in der öden Fremde zurückzubleiben.

Herr R., der dergleichen Scenen schon viele erlebt haben mochte, bemühte sich in rührender Weise, mich aufzurichten und zu zerstreuen, indem er allerlei Tröstliches aus dem Leben der Anstalt erzählte und mich durch mancherlei Fragen auf andere Gedanken zu bringen suchte. Er behielt mich wohl noch eine halbe Stunde bei sich, und wenn auch am Ende dieser Zeit meine Augen noch



thränten, so hatte sicher hieran auch der reizende Tabaksqualm, der das Zimmer füllte, seinen Anteil.

Inzwischen war es dunkel geworden, und jetzt entließ mich Herr R. mit dem Bedeuten, daß es bald Zeit zum Abendessen sei, indem er mich in das anstoßende Zimmer — die damalige sogenannte große Waisenklasse — treten ließ. Hier fand ich nur wenige Zöglinge anwesend; die meisten waren von der Ferienreise noch nicht zurückgekehrt. Der mächtige Raum war ohne Beleuchtung; ich unterschied darin vier lange, schwarze Tische und auf denselben in ziemlich regelmäßigen Abständen eigentümliche kegelförmige, dreifach gekerbte Erhöhungen. Sie hatten das Aussehen von drei übereinander geschichteten Käsen, und dafür hielt ich sie anfänglich auch wirklich in der Meinung, es sei dies ein Teil der angekündigten, aber noch nicht vollständig aufgetragenen Abendkost. Als aber endlich Licht gebracht wurde, erkannte ich in den sonderbaren Gebilden, die meinen Appetit gereizt hatten, sehr unappetitliche riesige hölzerne Tintenfaßständer mit in der Mitte eingelassenen Tintenfassern. Die doppelte Wahnvorstellung, daß das Essen hier in den Wohnräumen stattfinde, und daß man den Waisenkindern zur Abendkost Käse in so verschwenderischer Fülle vorsetze, wurde mir sehr bald genommen. Denn jetzt vernahm ich von unten her ein eigenartiges, aus abwechselnd drei rhythmisch geordneten Schlägen bestehendes Glockenzeichen, das die anwesenden Zöglinge mit den Worten begleiteten: „Thomas schnappt! Eins, zwei, drei!“ Sie erklärten mir auch, daß der Urheber dieses Glockenzeichens

le



der Pförtner Thomas sei, und daß ihm keiner dieses kunstvolle „Schnappen“, das ihm auch den Spitznamen „der Schnapper“ eingetragen habe, nachmachen könne. Diese Behauptung habe ich später bewahrheitet gefunden; denn wenn einmal ein anderer den Pförtnerdienst versah, so war dies sofort aus der unvollkommeneren Art des „Schnappens“ zu erkennen. Das damalige „Schnappen“ war übrigens der Ruf zum Abendessen, welches, wie ich erst jetzt erfuhr, in dem großen, auf der anderen Seite des Vorderhofes gelegenen Speisesaale eingenommen wurde. Von Käse war dabei freilich keine Rede; es gab eine magere, kräftig schmeckende Kartoffelsuppe und dazu das regelrecht keilförmig geschnittene Stück Brot, welches, wie mich schon Freund Eugen belehrt hatte, den seltsamen Namen „Gaul“ führte. Beiläufig sei erwähnt, daß der andere herkömmliche Name für die gelieferte Brotportion, „Extrakeil“, damals nur noch wenig im Gebrauch war und später ganz abgekommen ist. Ihren Ursprung verdankt diese sonderbare Bezeichnung dem Umstand, daß Franke eine Zeitlang neben dem regelmäßigen Mittagstisch für Schüler und Studierende noch einen besonderen Tisch (Extratisch) eingerichtet hatte, an dem es mithin Extraportionen und Extrabrotschnitten gab.

Um neun Uhr schloß mein erster Tag im Hallischen Waisenhaus ab. Ein paar Thränen flossen noch auf das harte und raue Lager, das Freund Eugen etwas kühn mit einem Reibeisen verglichen hatte; doch bald forderte die von den Aufregungen des Tages erschöpfte Natur ihr Recht, und ich sank in einen erquickenden Schlaf.



Das neblige, düstere Wetter, mit dem der folgende Tag anbrach, war nicht geeignet, die schwermütigen Gedanken und Empfindungen, die sich bei mir sofort nach dem Erwachen wieder einfanden, zu zerstreuen. Noch waren die für die Ferien beurlaubten Zöglinge nicht zurückgekehrt, weshalb es auf den Waisenstuben, die zur Zeit nur von den wenigen während der Ferien in der Anstalt zurückgebliebenen und von den eben neu eingetretenen Zöglingen bewohnt wurden, noch ziemlich still zuging. Mir war vorläufig ein Platz auf der sogenannten „Sittenklasse“ angewiesen, und hier fand ich am Morgen dieses Tages einen anderen Knaben, der unausgesetzt vom Fenster aus, das bei der hohen, freien Lage der Anstalt einen Überblick über die Stadt und einen Teil des Vorlandes gestattete, nach der den Horizont bildenden Dölauer Heide das bethrännte Auge gerichtet hielt. „Also ein Leidensgefährte!“ mutmaßte ich, und so war es auch. Er war ein Dölauer Kind, und vielleicht gerade das Gefühl der Nähe seines Heimatdorfes, das er hinter jenem Walde wußte, mochte das Heimweh bei ihm noch steigern. Ich schloß mich ihm an, und wir fanden einen wehmütigen Genuß darin, unsere Schmerzgefühle auszutauschen und von der ach! so fernen, lieben Heimat, die uns nun in einem idealen Lichte erschien, zu erzählen. Die geschlossene Seelengemeinschaft wurde dadurch noch befestigt, daß ich aus meinem neuen, für den Eintritt in die Anstalt mir geschenkten Tornister von den darin aufgespeicherten sechs großen Pfundäpfeln einen mit dem neuen Genossen teilte; so schlossen die Leidensgefährten,



jeder seine Hälfte verspeisend, Freundschaft. Gedenke ich dieser ersten auf der Waisenanstalt zugebrachten Tage, so ist mir's immer, als ob der süße Duft der Pfundäpfel, vermisch't mit dem kräftigen Geruch des frischen Leders meines damaligen Tornisters, mir in die Nase stiege.

Nun erfolgte die Einkleidung, zu welchem Zwecke wir von einem älteren Waisenknaben dem Hausverwalter, einem mürrischen, polternden Herrn mit einer kreischenden Stimme, zugeführt wurden. Er hieß Günther, wurde aber im Hallischen Dialekt mit der bekannten sächsischen Lautverschiebung Herr „Kinder“ genannt. Die Einkleidung erfolgte in der in dem gleichen Flügel, wo die Waisenanstalt lag, befindlichen Montierungskammer; sie wurde die Wechselung genannt, weil hier jeden Sonnabend die Wäsche gewechselt wurde. Jeder Neueinzukleidende erhielt hier seine Montierungsnummer, mit der alle seine Kleidungsstücke bezeichnet wurden. Sehr bequem war nun die Uniform keineswegs, und sehr kleidsam war sie auch nicht; denn zu Stutzern sollten wir nicht erzogen werden. Sie bestand damals aus einem langen Rock von grobem, schwarzem Tuch, der mit Messingknöpfen in einfacher Reihe besetzt war, einer Weste aus einem sehr festen braunen Gewebe und weiten grauen Beinkleidern von Militärtuch. Die Fußbekleidung setzte sich zusammen aus kurzen gewebten Strümpfen von rauhem Wollstoff und schweren Schnallenschuhen. Das Haupt zierte ein unförmlicher Cylinderhut, der aber nur bei einem Gange in die Stadt getragen wurde; innerhalb der Anstalt erschienen wir bei jeder Gelegenheit bar-



häufig. Diese Kleidung wurde gleichmäßig Winter und Sommer getragen, nur traten in der letzteren Jahreszeit an die Stelle der schweren Beinkleider solche von leichtem weißem Leinen; das Waschen dieser letzteren hatten wir selbst zu besorgen. Ein paar Jahre später erfuhr übrigens unsere Uniform eine wesentliche Umgestaltung. Die bisherige stolze, aber doch recht unkindliche Behauptung wurde durch eine kleidsamere Mütze von schwarzem Stoff mit breitem Deckel nach dem Muster der damaligen Soldatenmützen ersetzt. War durch diese Änderung der Uniform eine gewisse Annäherung an das Militär bewirkt, so erfolgte andererseits wieder eine Entfernung von demselben dadurch, daß an die Stelle der blanken Metallknöpfe überspinnene traten. Auch die hellen Waschbeinkleider verschwanden und machten Beinkleidern von einem leichteren dunkleren, des Waschens nicht bedürftigen Stoff Platz, und die unbequemen und unpraktischen Schnallenschuhe wurden durch Stiefel mit halbhohen Schäften ersetzt.

Nach der Einkleidung erfolgte die Aufnahmeprüfung. Wir waren etwa ein Duzend Prüflinge. Gefordert wurde in erster Linie von allen ein schriftlicher Lebenslauf. Da traten denn zum Teil ganz wunderliche Kunstwerke zu Tage, die dem prüfenden Lehrer ein Kopfschütteln oder Lächeln abnötigten. Ein neben mir sitzender Prüfling lieferte eine vielversprechende Stilprobe, die ungefähr folgendermaßen lautete: „Ich (Name) war geboren zu (Geburtsort) am (Datum). Mein Vater war ein Schuhmacher gewesen, aber er war schon lange gestorben. Ich



war einmal sehr krank gewesen, aber ich war wieder gesund geworden. Ich war in das Waisenhaus zu Halle geschickt worden, aber meine Mutter war nicht dabei gewesen, weil sie kein Geld hatte usw.“ Natürlich wurde dieses rührende Schriftstück durch eine Fülle orthographischer Wunderlichkeiten noch anziehender gemacht.

Das Ergebnis der Prüfung war für mich wie die meisten anderen Prüflinge ziemlich niederschmetternd. Ich hatte in der zweiten Klasse einer dreiklassigen Stadtschule gelesen; hier wurde ich in die siebente Klasse, von oben gerechnet, oder in die vierte Klasse, von unten gerechnet, eingestellt. Für eine höhere Klasse erachtete man mich, weil ich noch nicht in die Geheimnisse des Bruchrechnens eingeführt war, nicht geeignet. Einige von meinen Mitprüflingen wurden noch tiefer gesetzt, wenige erreichten ein höheres Ziel.

Nach der Prüfung mußten wir uns zur Arbeitsstunde oder, wie es damals hieß, zur Studierstunde niedersetzen. Da wir noch keine Schularbeiten zu erledigen hatten, so bestand die uns zugewiesene Aufgabe im Studieren der Gesetze. Ich nahm es mit dieser Arbeit, auf deren Wichtigkeit mich schon Freund Eugen in scherzhafter Weise hingewiesen hatte, wirklich ernst, geriet aber dabei in einige Verlegenheit, insofern einige dieser Gesetze durch ihre geschraubte Form mich verblüfften oder selbst über mein Verständnis hinausgingen. Nur mit Mühe arbeitete ich mich z. B. durch folgenden Schachtelsatz: „Sobald nach dem mit der an dem Schülerhause befindlichen Glocke gegebenen Zeichen der Speisesaal geöffnet

Schmidt, Neun Jahre Bögling.



wird, hat sich ein jeder Zögling still und ohne ungestümes Vordrängen an den ihm von dem wohlhabenden Spezialaufseher zugewiesenen Platz zu begeben.“ Kopfschmerzen machte mir auch die folgende Bestimmung: „Wer einen seinen Verhältnissen nicht entsprechenden Aufwand macht, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er als ein solcher angesehen wird, der Dürftigeren Platz machen muß.“ Hier war es namentlich die in den Schlußworten liegende verbüllmte Andeutung des Entlassenwerdens, die über mein unentwickeltes logisches Vermögen hinausging; ich blieb anfänglich dabei stehen, den Ausdruck „Platz machen“ wörtlich zu nehmen.

Am Nachmittage dieses Tages kehrten die beurlaubt gewesenen Zöglinge in die Anstalt zurück; mit dem beschaulichen Leben auf den großen, bis dahin verödeten Zimmern war es nun vorbei. Wir Neulinge bildeten den Gegenstand neugierigen Ausfragens, bei denen es natürlich von seiten der älteren Zöglinge, die uns ihr Übergewicht an Alter und Erfahrung fühlen lassen wollten, an Hänseleien nicht fehlte. Dabei gab es auch wunderliche Mißverständnisse. Als ich auf die Frage, was mein Vater gewesen sei, die Antwort gegeben hatte: „Rentmeister“, erhob sich bei den Umstehenden ein Schütteln des Kopfes; einer aber, der klüger sein wollte als die übrigen, sprach die kühne Vermutung aus, das müsse wohl so eine Art höherer Fleischermeister sein; er hatte nämlich „Rindmeister“ verstanden.

Sämtliche Tornister mußten abgegeben werden und wurden von Herrn R. in einem besonderen neben der

sogenannten kleinen Klasse gelegenen und stets sorgfältig verschlossen gehaltenen Zimmer, das die Buchbinderstube genannt wurde, untergebracht; dort sollten sie bis zum nächsten Feriengebrauch in sicherem Frieden ruhen. Auch ich sah meinen geliebten funkelnagelneuen Tornister mit Wehmut in dem genannten geheimnisvollen Raume verschwinden.

Am nächsten Tage begann der Unterricht. An diesem Tage hatte ich auch die Freude, bei Gelegenheit des Ganges zum Mittagessen Freund Eugen wiederzusehen. Er brachte mir mit Grüßen aus der Heimat einen Brief von meiner Mutter, bei dessen Überreichung er mir scharf in die Augen sah. „Na ja“, meinte er, „ich habe es ja gleich gesagt, daß du ekliges Heimweh kriegen würdest. Daß du es noch hast, sieht man dir ja schon an der Nase an. Na, nur Mut! Es wird schon vorübergehen.“



## II.

### Die deutsche Schule.

Die deutsche Schule, der ich nunmehr vier Jahre lang als Schüler angehörte, hatte die Aufgabe, für die bürgerlichen Berufsarten eine angemessene Vorbereitung zu geben, ging aber in ihren Lehrzielen ein gutes Stück über die gewöhnliche Bürgerschule hinaus. Auch Unterricht im Lateinischen und Französischen wurde hier erteilt, aber nur wahlfrei für die Schüler der mittleren und höheren Klassen. Im übrigen hatte der Lehrplan der Schule keine Berührung mit dem der Gymnasien und Realgymnasien, ein Umstand, der bei dem Übertritt wenigstens aus einer höheren Klasse dieser Schule in die lateinische Schule, wie er besonders bei den Waisenknaben oft vorkam, recht fühlbar wurde. Die Schule umfaßte damals zehn übereinander stehende Klassen, von denen nach Bedürfnis einzelne in parallele Abteilungen getrennt wurden. Die oberste Klasse, in der auch Schüler von mehr als vierzehn Jahren saßen, hieß die IIa Klasse, worin die Andeutung liegt, daß man den Aufbau der Schule noch nicht als abgeschlossen ansah und freie Hand behalten wollte, nach Bedürfnis noch eine Klasse obenanzusetzen. Alle Klassen mit Ausnahme der untersten hatten halbjährige Kurse.

Die große Zahl der Klassenabteilungen mit scharf voneinander getrennten Lehraufgaben bei verhältnismäßig geringer Schülerzahl (durchschnittlich 30 bis 40 in jeder Klasse) und die den Schülern gebotene Möglichkeit, von Halbjahr zu Halbjahr in eine höhere Klasse aufzusteigen, bildeten Vorzüge der Schule, durch welche dieser auch die Einwirkung auf die einzelnen Schüler in höherem Maße gesichert sowie frisches Leben und Streben unter diesen gefördert wurden. Auch waren die besonderen Einrichtungen der Schule darauf berechnet, die Schüler zu strenger Ordnung und gesittetem Verhalten zu erziehen. Jede Klasse hatte ihren mit überwiegender Stundenzahl in ihr beschäftigten und mit ihrer besonderen Überwachung betrauten Hauptlehrer (Ordinarius). Die Behandlung der Schüler war eine überwiegend strenge; der Rohrstock spielte dabei eine große Rolle und kam selbst bei Schülern der obersten Klassen gelegentlich zur Anwendung. Der damalige Inspektor der Anstalt (Trothe), der übrigens, soweit ich mich erinnere, nur ausbildungsweise Unterricht erteilte, nahm dafür seine Aufgabe, das Ganze zu leiten und zu überwachen, um so ernster und führte ein sehr strenges Regiment. Die letzte Schulstunde der Woche führte den vielsagenden Namen „Sittengericht“. In dieser wurde kein Unterricht erteilt, sondern der Hauptlehrer besprach mit seinen Schülern in väterlicher Weise ihr Verhalten während der abgelaufenen Woche und knüpfte daran etwa nötige allgemeine Anweisungen und Belehrungen. Während dessen ging der Inspektor durch alle Klassen,



ließ sich in jeder derselben von dem anwesenden Lehrer einen Bericht über das Verhalten der Klasse geben und diejenigen Schüler bezeichnen, die sich während der Woche schwerer vergangen hatten. Diese mußten dann vortreten und wurden gewöhnlich von dem Schuloberhaupt eigenhändig empfindlich mit Stockschlägen bestraft.

Gegen den Hang zur Stutzerei, der damals bei den den oberen Klassen angehörigen Stadtschülern, welche überhaupt weitaus den Hauptbestandteil der Schule bildeten, stark überhand genommen hatte, suchten die Lehrer nach Möglichkeit einzuschreiten. Z. B. galt es bei den eingebildeten wohlhabenden Bürgerjöhnen für chic, den Zipfel eines weißen Taschentuches aus der nach außen aufschlagenden hinteren Rocktasche einen Zoll lang herauslugen zu lassen. Diese lächerliche Gewohnheit war gleichsam eine dringende Einladung an die Herren Langfinger, den zwar wenig wertvollen, aber für das Eigerlbewußtsein des jugendlichen Hohlkopfs hochwichtigen Gegenstand zu annectieren, eine Einladung, die oft genug benutzt wurde, manchmal auch in der Weise, daß der geraubte feine Gegenstand durch einen weniger feinen großmütig ersetzt wurde. Eine andere geschmacklose, auch bei Erwachsenen verbreitete, bei jungen Stutzern aber besonders beliebte Mode bestand in dem Tragen jener steifleinenen, in spitzem Winkel sich keck in das Gesicht empordrängenden, mit ihrer scharfen Spitze bisweilen selbst die Augen bedrohenden Halskragen, die der Volkswitz „Vatermörder“ getauft hatte. Hauptsächlich aber war es die Unsitte der sogenannten „Schmeiß-

haare“, die den Widerwillen der Lehrer erregte. Die Haare wurden nämlich damals meist lang getragen und oft nur um den Nacken herum gleichmäßig glatt abgeschnitten. Da nun der Scheitel stark linksseitig angelegt wurde, so mußte sich bei dieser Art des Haarschnitts, sobald der Betreffende den Kopf nach vorn neigte, die übermäßig lange und schwere rechtsseitige Haarmasse über Stirn, Augen und Nase wie ein Schirm herabsinken. Um dann das beschattete Gesicht wieder frei zu machen, bedurfte es eines geschickten Zurückwerfens (Schmeißens) des Kopfes. Von dieser eigentümlichen Bewegung, in deren Ausübung die jungen Stutzer sich einer gewissen Koketterie befleißigten, hatte diese wunderliche Haartracht den Namen „Schmeißhaare“ erhalten. Ein wirkliches Verbot derselben konnte oder wollte man wohl nicht erlassen, aber manche Lehrer wußten doch durch ihr unausgesetztes Eifern gegen diese Stutzererei dem einen oder anderen die Freude daran zu verleiden; manche Schüler freilich ließen sich selbst durch gehäuften Spott und durch bittere Äußerungen wie: „Die Schmeißhaarigen sind wieder einmal die Dümmden in der Klasse!“ — worin die Lehrer übrigens oft genug recht hatten — von ihrer Liebhaberei nicht abbringen.

Die Lehrer waren zum Teil seminaristisch gebildet, zum weitaus größeren Teil bestanden sie aus Theologen, und zwar entweder aus älteren Theologen, die auf eine spätere Anstellung im Pfarramte keinen Anspruch mehr erheben konnten oder wollten, oder aus jungen, teilweise noch studierenden Theologen, die als Hilfslehrer



beschäftigt wurden. Daß diese letzteren, die in der Kunst des Unterrichtens meist noch völlig Neulinge waren, im Vergleich zu den festangestellten älteren Lehrern in übergroßer Zahl hier Verwendung fanden, war ein Übelstand, unter dem der Unterrichtsbetrieb entschieden leiden mußte, zu dessen Beseitigung es aber an den Mitteln fehlte. Auch zeigt sich hierin noch die Fortwirkung der von dem Stifter ursprünglich notgedrungen getroffenen Einrichtung, die Lehrer der von ihm gegründeten Schulen fast nur aus der Zahl der Studenten zu nehmen, die gegen freien Tisch oder ein sehr geringes Entgelt das Lehramt zu übernehmen geneigt waren, für das letztere aber von dem Stifter die nötige Anleitung empfangen. Auch die zu der in Rede stehenden Zeit an der deutschen Schule beschäftigten Hilfslehrer erhielten für ihre Thätigkeit nur ein äußerst geringes Honorar, zu dem allerdings die Wohlthat freier Wohnung in der Anstalt hinzutrat. Ob sie durch die Schulleitung eine besondere Anweisung für die praktische Lehrthätigkeit erhielten, kann ich nicht beurteilen, doch erinnere ich mich nicht, daß die Unterrichtsstunden dieser Lehrer durch den Inspektor besucht wurden.

Unter den älteren Lehrern der Schule gab es mehrere, die mit großem Eifer ein namhaftes Lehrgeschick verbanden. Ich nenne hier nur den Lehrer Berger (später Inspektor der Freischule), der sich bei seiner eigenartigen, höchst praktischen, anregenden und gemütvollen Lehrweise großer Beliebtheit unter den Schülern erfreute. Einen besonderen Genuß bereitete er uns hin

und wieder in seiner Geographiestunde, wenn er, was namentlich an trüben Winternachmittagen geschah, gegen Ende der Stunde uns von seinen Reisen erzählte, die er zum Teil mit dem bekannten Fürsten Pückler-Muskau zusammen gemacht hatte. Er pflegte dann vom Katheder herabzusteigen und sich mitten unter uns auf einen Schultisch zu setzen, wodurch das Behagen an seinen höchst lebendigen und anschaulichen Schilderungen noch gesteigert wurde. Er war von stattlicher Größe, damals aber schon kein junger Mann mehr — wir nannten ihn unter uns stets „Water Berger“ —, war seit vielen Jahren verlobt, konnte aber bei seiner damaligen kärglichen Besoldung nicht daran denken, seine in Halle wohnende alternde Braut heimzuführen. Manche Stadtschüler pflegten damals während des Frühlings und Sommers Blumensträuße als Geschenk für die Lehrer mit in die Klasse zu bringen, und Water Berger wurde mit solchen duftenden Gaben besonders häufig bedacht. Er verfehlte dann nie, die ihm gespendeten Sträuße durch einen in der Nachbarschaft seiner Braut wohnenden Stadtschüler dieser zuzusenden.

Ein Lehrer, der übrigens einen sehr energischen und erfolgreichen Unterricht erteilte, war wegen seines Zähjorns, in dem er alle Selbstbeherrschung verlor und blind zuschlug, von uns aufs höchste gefürchtet. Fast rührend aber war es, daß derselbe Herr in ruhigen Augenblicken sich zu dieser Schwäche nicht allein vor seinen Schülern selbst bekannte, sondern auch einzelnen Schülern, gewöhnlich dem Klassenersten, den Auftrag



gab, wenn der böse Geist des Zorns über ihn käme, ihn unbedenklich darauf aufmerksam zu machen. Das war natürlich für den betreffenden Schüler eine höchst peinliche Aufgabe. Auch mir fiel diese einmal zu, und ich erinnere mich noch, welche Angst ich ausstand, als mir bei einer solchen Gelegenheit die alles Maß überschreitende Majerei des Lehrers, der mit blaurotem Gesicht, den Stod schwingend, in der Klasse umherlief, die Aufforderung nahe legte, dem Wütenden ein beruhigendes Wort zuzurufen, bis ich endlich Mut faßte, aufstand und mit zitternder Stimme rief: „Herr X, entschuldigen Sie, Sie regen sich zu sehr auf!“ Er sah mich eine Weile durchdringend an, sagte dann aber in gutigem Tone: „Du hast recht, mein Sohn; aber wer kann bei solchen dummen und gedankenlosen Antworten ruhig bleiben?“ Dann durchschritt er einigemal schweigend die Klasse und begann darauf beruhigter von neuem zu unterrichten.

Es gab aber auch einige ältere Lehrer, die in einer sehr bequemen Weise unterrichteten, und da fehlte es denn auch nicht an ganz auffallenden methodischen Mißgriffen. Beispielsweise wurde der Geschichtsunterricht in einer Klasse so gehandhabt, daß im ersten Vierteljahre des Semesters nur der Stoff in ein Heft diktiert wurde, während im zweiten Vierteljahre das Diktat von den Schülern stückweise möglichst wörtlich wiedergegeben werden mußte. Ein Leitfaden wurde in dieser Klasse nicht benutzt. Auch die Verteilung des Lehrstoffs ließ teilweise Zweckmäßigkeit vermissen. Was hatte

es beispielsweise für einen Sinn, daß die Schüler der obersten Klasse, die doch meistens von hier aus in das bürgerliche Leben übertraten, ausführlich mit der Geographie und Geschichte der orientalischen Völker und Alt-Griechenlands bekannt gemacht wurden? Überhaupt entsprach der Unterricht in Geschichte und Geographie sehr wenig den namentlich an eine Bürgerschule zu stellenden Anforderungen; besonders der letztere bestand vielfach nur in der Vermittlung trockenen Gedächtnisstoffes. Besser wurde es erst nach Einführung des vorzüglichen Danielschen Lehrbuches.

Auch der Unterricht im Lateinischen, wie er damals gehandhabt wurde, war wenig geeignet, sichere Kenntnisse zu vermitteln, und bestand bezüglich des Syntax z. B. vielfach in einem wörtlichen Auswendiglernen unverstandener allgemeiner Erklärungen und Regeln ohne genügende Unterstützung durch Übersetzungsübungen. Weit wirksamer war dagegen der Unterricht in der französischen Sprache, in der wir bis zum sicheren Verständnis leichterer Schriftsteller gefördert wurden. Auch in der deutschen Sprache, im Rechnen und in der Mathematik sowie in der Religionslehre wurden namhafte Leistungen erzielt. In dem letzteren Fache wurde an Memorierstoff vielleicht etwas zu viel geboten. Auf regelmäßigen Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes auch von seiten der Stadtschüler — bei den Waisenknaben und Hauschülern sorgte hierfür schon die Hausordnung — wurde streng geachtet. Zu dem Zwecke war die Einrichtung getroffen, daß in der Religionsstunde am Montag die



Schüler der mittleren Klassen Text, Thema und Teile der von ihnen tags zuvor gehörten Predigt angeben oder aufgeschrieben haben mußten, während von den Schülern der obersten Klasse sogar eine vollständige schriftliche Ausarbeitung der betreffenden Predigt von dem Lehrer verlangt wurde.

Übrigens fand für die deutschen Schulen und für die höhere Mädchenschule jeden Sonntag auf dem sogenannten kleinen Betsaale ein besonderer Schulgottesdienst statt, den die theologisch gebildeten Lehrer dieser Schulen abwechselnd leiteten. An diesem nahmen sämtliche in der Anstalt wohnende Angehörige dieser Schulen mit Ausnahme der zum Abfingen der Liturgie in die Glaucha'sche Kirche geschickten Waisenknaben, sowie auch die Stadtschüler teil, soweit nicht von deren Eltern ein anderweitiger Kirchenbesuch gewünscht wurde.

In den technischen Fertigkeiten gingen die damaligen Leistungen der Schule vielleicht über das Mittelmaß hinaus. Großer Beliebtheit erfreuten sich namentlich die von dem späteren Musikdirektor Greger geleiteten Gesangsstunden, in welchen zu den Schülern der obersten Klassen hin und wieder die Zöglinge des damaligen Vorseminars hinzugezogen wurden, wodurch ein vierstimmiger Gesang (mit Tenor und Baß) ermöglicht wurde.

Eigenartig war das Censurwesen. Zeugnisse wurden vierteljährlich ausgegeben, und zwar gab es zwei Censurordnungen. Die zweite Ordnung bestand in einem gewöhnlichen Zeugnis auf weißem Papier, auf welchem die Fortschritte, der Fleiß und das Betragen des Schülers

in jedem einzelnen Fache durch Zahlen in der üblichen Weise beurteilt wurden. Censuren der ersten Ordnung wurden nur in mäßiger Zahl an die besten Schüler ausgegeben, und hier wurden wieder drei Grade unterschieden. Censuren dritten Grades waren auf grünem, solche zweiten Grades auf blauem, ersten Grades auf rotem Papier gedruckt. Die letzteren wurden nur für ganz hervorragende Leistungen Schülern der obersten Klasse erteilt. Die Censuren der ersten Ordnung trugen an ihrer Spitze die nicht besonders auszeichnend klingenden Worte: „Zur Aufmunterung. Zeugnis der Zufriedenheit mit (Name) —.“ Im übrigen enthielt der Text nur die notwendigsten Angaben bezüglich der Person des Empfängers. Eine Beurteilung des Schülers in den einzelnen Fächern fiel fort, was der Empfänger trotz der Genugthuung über die durch das buntfarbige Blatt ihm erteilte Auszeichnung doch meist recht schmerzlich empfand. Ich verwahre noch jetzt mehrere damals empfangene derartige grüne Zeugnisse sowie auch ein blaues.

---



### III.

#### Zustände und Erlebnisse auf der Waisenanstalt niederer Ordnung.

Die Waisenanstalt niederer Ordnung oder, wie wir zu sagen pflegten, die deutsche Orphanage, umfaßte zu jener Zeit drei Zimmer; später sind noch zwei Zimmer dazu gekommen, nämlich die beiden, in denen bis dahin die die lateinische Schule besuchenden Zöglinge untergebracht waren. Auch ist durch diese Erweiterung der Wohnräume dem unwürdigen Zustande, daß die beiden Inspektionslehrer ein Zimmer gemeinschaftlich bewohnten, ein Ende gemacht worden. Auf jenen drei Zimmern, der kleinen Klasse, der großen Klasse und der Sittenklasse, wohnten nun ziemlich zusammengedrängt etwa 70 Zöglinge.

Die Zöglinge der deutschen Waisenanstalt bleiben hier in der Regel bis zum vierzehnten Lebensjahre, worauf sie in einen bürgerlichen Beruf eintreten; nur wenige, die durch Talent, Führung und Leistungen sich hierzu geeignet erwiesen haben, bleiben noch länger in der Anstalt und zwar als Schüler der lateinischen Schule oder des Realgymnasiums.

Die äußere Verfassung der Anstalt bewahrte damals noch einen Rest militärischer Einrichtungen, die

früher gewiß viel umfänglicher gewesen waren. Die Böglinge waren in acht Sektionen eingeteilt, deren jede von einem Unteroffizier befehligt wurde. Die Stubensenioren hießen Offiziere. Jedem Bögling war für die Arbeitsstunde sein bestimmter Platz an einer der langen Tafeln angewiesen. An deren Längseite befanden sich Bänke mit darunter angebrachten verschließbaren Fächern zur Unterbringung der dem einzelnen gehörigen Bücher und Habseligkeiten, so daß meistens der Bögling seine Sachen dicht unter seinem Sitzbrett hatte und während der Arbeitsstunde sich nur zu bücken brauchte, um ein etwa nötiges Buch aus seinem Fache zu entnehmen. Nur die Senioren und Subsenioren saßen auf Stühlen an der Schmalseite der Tafeln und hatten auch gewöhnlich den Vorzug, über größere an den Wänden aufgestellte Schränke zu verfügen. Im übrigen fand sich auf den Stuben nur das allernotwendigste Mobiliar wie z. B. ein Kleiderschrank, ein Schrank zur Aufbewahrung von Reservebüchern und Schreibmaterialien, ein Fach zur Unterbringung von Leuchtern mit Zubehör u. dgl. Insbesondere fehlte alles, was der Bequemlichkeit hätte dienen können. Nur die große Stube konnte sich damals des Besitzes eines schmalen Wandspiegels rühmen.

Im Winter rüttelte uns der schrille Ton der vom Nachtwächter geschwungenen Glocke um 5 $\frac{1}{2}$  Uhr aus dem Schlafe. Sofort wurden die Kleider übergeworfen, und dann ging es eiligen Laufes drei Treppen hinunter in die zu ebener Erde gelegene Waschstube, wo zwar



für jeden ein besonderes Handtuch, aber keineswegs eine der Menge der Zöglinge entsprechende Anzahl von Waschbecken vorhanden war, so daß man manchmal längere Zeit warten mußte, ehe man in den Besitz eines solchen kam. Auch wurde das Waschgeschäft dadurch erschwert, daß nur für jede Sektion ein Stück Seife geliefert wurde, so daß bei dieser Morgentoilette vielfach der ängstliche Ruf den feuchten Raum durchtönte: „Wer hat die Seife von 6? — Wer hat die Seife von 8?“ usw. Waren dann endlich Gesicht und Hände gesäubert und das Haar glatt gekämmt, dann ging es in die eine Treppe höher in dem dortigen Halbstock gelegene „Schmierkammer“. Hier standen auf einer breiten, niedrigen Bank neben einer Menge von Wischbürsten verschiedene Kübel, die mit einer grauen Masse gefüllt waren. Man stellte dann abwechselnd die Füße mit der nicht davon entfernten Fußbekleidung auf den Rand der Bank und putzte mit der in jene graue Masse getauchten Bürste darauf los, bis auf der Fußbekleidung ein matter, graublauer Schimmer — mehr war mit jener gräulichen Schmiere nicht zu erreichen — zum Vorschein kam. Jetzt war der äußere Mensch so weit vervollkommen, daß er sich dem strengen Auge des Lehrers in der nun beginnenden, von 6 bis 7 Uhr währenden Studierstunde präsentieren konnte. Während derselben pflegte der diensthabende Aufsichtslehrer einen Rundgang durch die Stuben zu machen, um sich zu überzeugen, daß hier alles nach Ordnung und Vorschrift zuging. Auch befanden sich an den Thüren des Lehrerzimmers,



die nach den beiden anstoßenden Wohnzimmern führten, Observationsklappen (von uns Spannlöcher genannt), durch die unser Verhalten auch während der Freistunden beobachtet werden konnte. Denn auch in diesen mußte auf den Stuben peinliche Ordnung herrschen und war namentlich jedes Lärmen verboten.

In der strengen Überwachung der Zöglinge wurden die Aufsichtslehrer durch die Senioren wesentlich unterstützt. Diese hatten besonders während der Arbeitsstunde ein scharfes Auge auf ihren Tisch und bestraften gewöhnlich ein Vergehen gegen die Ordnung durch „Hineinschicken“ zum Aufsichtslehrer. Dabei ereignete sich dann gewöhnlich folgender tragikomischer Vorgang. Auf den dem armen Sünder erteilten Befehl: „Du gehst 'rein!“ trat dieser zögernd den Gang nach Kanossa an, indem er bis zur Thür des Lehrerzimmers wankte, hier aber in demüthiger, zerknirschter Haltung, oft heiße Thränen vergießend und um Erbarmen flehende Blicke seinem Gewaltthaber zuwerfend, stehen blieb. Bisweilen verfehlte denn auch diese Bußübung nicht, auf die menschlich fühlende Brust des Seniors einen Eindruck zu machen. Ein Wink von ihm, und dankbaren Blickes kehrte der Begnadigte an seinen Platz zurück. Oft aber blieb der Senior unbittlich. Dann wiederholte sich der Befehl „hineinzugehen“ an den Thürsteher mit gesteigerter Festigkeit. Gehorchte dieser auch jetzt nicht, dann ereignete sich das Furchtbare, daß der Senior sich mit Würde erhob, dicht an den Übelthäter herantrat und laut an die Thür des Lehrerzimmers pochte, wo-



nach auf das „Herein“ des Lehrers dem armen Schächer nichts weiter übrig blieb als selbst die Thür zu öffnen und sich selbst dem Arm der strafenden Gerechtigkeit auszuliefern. Die Strafe aber bestand regelmäßig in einer Anzahl auf die Hände applicierter Hiebe. Dabei konnte der Betreffende noch von Glück sagen, wenn von den beiden Inspektionslehrern der obengenannte Herr R. den Dienst hatte, da dieser weit gelinder zu strafen pflegte als sein Kollege, Herr P., wie denn überhaupt diese beiden Herren in ihrem Wesen grundverschieden waren. Herr P. war ein junger, stattlicher, strebsamer Theologe, zu dessen Haupttugenden aber christliche Sanftmut und Milde jedenfalls nicht gehörten. Uns wenigstens trat er nur als der erbarmungslose Zuchtmeister gegenüber, der mit drakonischer Strenge jedes, auch das kleinste Vergehen abstrafte und selten ein freundliches Wort für einen der ihm anvertrauten Pfleglinge hatte. Er bildete deshalb auch für uns den Gegenstand ängstlicher Ehen. Dagegen war Herr R., ebenfalls von Haus aus Theologe, aber ein verunglückter, trotz mancher Wunderlichkeiten, die er an sich trug, und trotzdem daß die Zöglinge ihm mit Rücksicht auf seine unansehnliche Gestalt den Spitznamen „der Knast“ angehängt hatten, bei seinen Untergebenen äußerst beliebt. Er trat uns wie ein treu sorgender Vater gegenüber, widmete dem Wohl und Wehe eines jeden von uns gemüthvolle Theilnahme, verkehrte mit uns in herablassender, ja fast kindlicher Weise und beteiligte sich nicht selten, besonders in den Ferien, an unseren harmlosen Spielen. Wie angenehm berührte es uns, wenn er bisweilen, seine



getreue Gefährtin, die lange Peise, in der Hand, freundlich lächelnd in unsern Kreis trat, um uns, die wir nie eine Zeitung zu lesen bekamen, mit einer wichtigen Tagesnachricht bekannt zu machen oder auch wohl eine Schnurre zu erzählen. So erfuhren wir durch ihn z. B. die erschütternde Kunde von dem großen Hamburger Brande im Mai 1842 mit allen Einzelheiten. Er verfehlte auch nie, wenn am Vorabend eines Festtages dieser durch gemeinsames Geläute sämtlicher Glocken der Stadt angekündigt wurde, zu uns herauszutreten und die nach der Stadt zu gelegenen Fenster öffnen zu lassen, um uns den Vollgenuß dieser geweihten Klänge zu verschaffen und daran manches ernste Wort anzuknüpfen. Bei aller seiner Milde und Güte war er aber auch recht reizbar; unbedeutende Veranlassungen konnten ihn in Harnisch bringen. In diesem Zustande leidenschaftlicher Aufwallung trat bei ihm aber eine Wunderlichkeit zu Tage, die stets zu einer lächerlichen Scene führte. Der Ausbruch des Bornes kündigte sich nämlich bei dem genannten Herrn regelmäßig dadurch an, daß er unter Gesichtsverzerrungen den Zeigefinger der rechten Hand mit einem Ruck in den Mund steckte. Das war dann für denjenigen, gegen den sich seine Wut richtete, ein Warnungszeichen und eine Aufforderung, sich schleunigst aus dem Staube zu machen. Gelang ihm dies, dann gab es das lustige Schauspiel einer wahren Hasenjagd. Dem wie ein gehegtes Wild Fliehenden jagte der ältliche, kleine Mann mit einer Schnellfüßigkeit, die man ihm gar nicht zugetraut hätte, so lange nach, bis er den Flüchtling erwischte, in welchem



Falle es diesem übel genug erging. Meistens jedoch gelang es dem Verfolgten, durch eine Thür zu entkommen und dann war er in Sicherheit; denn weiter pflegte Herr R. die Verfolgung nicht fortzusetzen. Das Sonderbarste aber bei solchen Vorfällen war, daß es Herrn R. niemals einfiel, dem Fliehenden ein gebieterisches „Halt!“ zuzurufen und so das Wild zu stellen. Ein Beweis seiner Herzensgüte war es jedenfalls auch, daß, sobald der Zorn des gereizten Lehrers verraucht war, dem glücklich entwichenen Übelthäter nichts weiter geschah.

Folgender Vorfall ist mir unvergeßlich geblieben. Auf der großen Stube war es, wo eines Tages während der Freistunden ein Zögling durch irgend ein Vergehen Herrn R. in Zorn versetzt hatte. Darauf längere Zeit fortgesetzte wilde Jagd zwischen den langen Tischen hindurch, wobei der Verfolgte allmählich einen Vorsprung gewann, ohne aber die rettende Thür zu erreichen. Wir anderen schauten in begreiflicher Erregung, gruppenweise umherstehend, dem ergötzlichen Schauspiel zu, hielten uns aber vorsichtig aus der Schußweite; denn wir wußten, daß bei solcher Gelegenheit dem Rasenden jede Waffe, die er in die Hand bekommen konnte, gerecht war, um sie dem Fliehenden an den Kopf zu werfen. Diesmal erfaßte der Gereizte bei der fortgesetzten Verfolgung ein zufällig auf einem Tische liegendes Buch und schleuderte es dem Verfolgten wütend nach. Es war ein kräftiger, wohlgezielter Wurf und hätte sicherlich dem Betreffenden eine blutige Kopfnuß beigebracht, wenn dieser sich nicht gewandt gebückt hätte. Nun aber suchte sich das um sein



Ziel betrogene Geschloß ein anderes Ziel und traf — o weh! — mit voller Kraft das einzige Kleinod, das unsere ärmlich ausgestattete Stube besaß, den Spiegel. Ein Klirren, und nur noch ein Haufe am Boden liegender Scherben zeugte von verschwundener Pracht, während uns von der Wand ein leerer Holzrahmen höhnisch entgegengrinste.

Auf die Morgenarbeitsstunde folgte von 7 bis 8 Uhr eine dem Frühstück gewidmete Freistunde. Dieses bestand aus einem halben „Gaul“, dem nur die wenigen Zöglinge, welche im Besitze eines reichlicheren Taschengeldes waren, eine Schale aus der Meierei geholter Milch hinzufügten. Die übrigen mußten sich begnügen, das trockene Brot mit einem Schluck Wasser hinunterzuspülen, und selbst dieses war nicht immer bequem zu haben. Die jüngeren Zöglinge mußten es abwechselnd aus dem einzigen uns zugänglichen und trinkbaren Wasser spendenden Röhrbrunnen holen. Dieser aber lieferte das erquickende Maß so spärlich, daß bei seiner starken Inanspruchnahme — denn auch die Hauschüler waren auf diesen Brunnen angewiesen — der einzelne Wasserholer oft recht lange warten mußte, ehe die Reihe an ihn kam. Die Folge davon war, daß wir mit unserm Wasservorrat, der in einem besonderen Schranke aufbewahrt wurde, sehr hausälterisch umgehen mußten. Manchmal, und zwar gerade dann, wenn der Durst am größten war, ging unser Vorrat ganz aus. Das geschah hin und wieder an heißen Sommerabenden, wo wir dann durstig zu Bette gehen mußten.



Um 8 Uhr begann der Vormittagsunterricht und dauerte in der Regel bis 11 Uhr. Einen weiten Schulweg hatten wir nicht zurückzulegen, da die Klassen der deutschen Schule gerade unter unseren Wohnzimmern lagen. Von 11 bis 12 Uhr fand an einzelnen Tagen noch Privatunterricht namentlich im Zeichnen statt. Um 12 Uhr rief die Glocke des „Schnappers“ zum Mittagessen. Hierzu versammelte sich das gesamte Hauschülerpersonal (Pensionäre und Orphanen) auf dem Platze vor dem Speisesaale, der, wie noch jetzt, in dem südlichen Seitenflügel des Vordergebäudes lag. Hier wanderte alles, lebhaft plaudernd, auf und ab, wobei streng darauf gehalten wurde, daß auf dem die Mitte des Straßenteils bildenden breiten Quadersteg nur Primaner und Sekundaner sich bewegten, bis endlich den Hungrigen die Pforten des mächtigen Saales geöffnet wurden. Dort aß man an langen Tafeln von zimmernem Geschirr, indem immer für vier Esser eine gemeinschaftliche Schüssel bereit stand. Das Brot lag, regelrecht in gleiche Teile bis auf die Unterrinde vorge schnitten, an der Spitze der Tafel; die größeren Eckstücke fielen den Senioren zu. Löffel, Messer und Gabel hatte jeder mitzubringen und nach Tische wieder mitzunehmen; ein Zurücklassen dieser Geräte im Saale war streng untersagt.

Für einen verwöhnten Gaumen war nun allerdings das gelieferte Essen nicht berechnet; doch fand wenigstens der Hungrige hier allenfalls seine Rechnung. Bei genügend vorhandenem Speisevorrat wurde sogar einzelnen Zöglingen, die darum baten, eine Extraportion nachgeliefert;



doch mußten sich die Betreffenden beeilen, da das Essengeschäft ziemlich schnell erledigt werden mußte. Vor und nach dem Essen wurde von einem älteren Waisenzögling ein Gebet gesprochen, und zum Schluß wurde gemeinsam eine Choralstrophe gesungen, worauf unverzüglich der Saal verlassen werden mußte. Fremde, die den Speisesaal während des Essens besuchten, was recht oft geschah, wollten bemerkt haben, daß das Beten und Singen mehr Zeit als das Essen selbst in Anspruch nahm. Fleisch gab es für uns Waisenzöglinge damals zweimal in der Woche, nämlich Sonntags Braten und Mittwochs Rindfleisch meist mit dicken Nudeln, ein im allgemeinen sehr beliebtes und thatächlich wohlschmeckendes Gericht. Zu den beliebteren Gerichten gehörte auch Milchreis. Was aber sonst als Mittagskost geliefert wurde, war größtenteils nicht geeignet, unsern Beifall zu finden. Dahin gehörte das stehende Montagsggericht, saure Bohnen, die das Beiwort „sauer“ mit vollem Rechte verdienten, durch andere löbliche Eigenschaften z. B. Weichheit sich aber weniger hervorthaten. Gefürchtet waren auch die schon von Freund Eugen unter diesem Namen erwähnten sogenannten „Flintensteine“, mager gekochte und, wie schon der scherzhafte Name andeutet, harte und holzige Kohlrüben. Die im Sommer als häufiges Gericht wiederkehrenden grünen Bohnen suchten wir dadurch schmackhafter zu machen, daß wir sie tüchtig mit in einer Flasche mitgebrachtem Essig tauchten.

Da übrigens Hunger der beste Koch ist und dieser bei uns meist ein stehender Gast war, so fand auch die



minderwertige Speise bei uns willige Abnehmer, und selbst wirklich unschmackhafte Gerichte wurden mit Todesverachtung verschlungen. Was aber unsere Gflust stark beeinträchtigte und uns mit Reid und stillem Groll erfüllte, war der Umstand, daß in demselben Saale, und nur durch einen Gang von uns getrennt, die reichbeladenen Tafeln der sogenannten „Geldschüler“ standen. Diese letzteren, Söhne von wohlhabenderen Eltern, waren Pensionäre, die gegen einen weit höheren Pensionsatz, als ihn die übrigen Pensionäre zahlten, dafür auch in Bezug auf Wohnung und Verpflegung besondere Vorzüge genossen. Ihr Mittagessen bestand aus drei Gängen und war von anerkannt vorzüglicher Güte. Auch Bier wurde dazu geliefert. Uns aber erschien es schier grausam, daß man uns die Tantalusqualen auferlegte, uns mit unserem minderwertigen Essen so zu setzen, daß wir Tag für Tag das lukullische Mahl bevorzugterer Menschenkinder vor Augen haben und den Duft der leckeren Gerichte in die Nase einziehen mußten, deren Genuß uns doch versagt blieb. Es erschien uns das fast wie ein Hohn auf unsere Armut. Übrigens bestand damals die Einrichtung, daß die Vorbeter, welche abwechselnd aus der Zahl der die Prima besuchenden Waisenzöglinge entnommen wurden, an dem Essen der vornehmen „Geldschüler“ teilnahmen.

Wenn der Körper durch das Mittagsmahl gesättigt und gekräftigt war, ging es sofort auch an dessen Verschönerung. Denn nun kam die tägliche Musterung vor dem gestrengen Aufsichtslehrer. War die Morgentoilette



vielleicht eine etwas oberflächliche gewesen, so mußte es mit der Mittagssäuberung um so gründlicher genommen werden. Das Waschen, Putzen, Ausklopfen der Kleidungsstücke u. dgl. erfolgte also jetzt in zweiter, verbesserter Auflage. Denn wehe dem, der zur Musterung nicht vollkommen sauber und gekehrt erschien! Auf das Kommando des Stubenjeniors: „Antreten zur Musterung!“ stellten sich die Stubengenossen auf dem dazu bestimmten Raum sektionsweise im Halbkreise auf, worauf der Senior Stille gebot und, wenn alles in Ordnung war, dem Inspektionslehrer die betreffende Meldung machte. Als bald erschien dieser und begann, vom rechten Flügel anfangend, die äußere Erscheinung jedes einzelnen auf das genaueste zu prüfen. Zuerst wurde die Vorderseite des Betreffenden gemustert, wobei dieser die Hände vorstreckte und zuerst die obere, dann die untere Handfläche aufzeigte. Hierauf machte er auf einen Wink des Lehrers kehrt, um auch seine Rückseite dem prüfenden Auge des Lehrers zu präsentieren, worauf dieser, wenn nichts zu tadeln war, zu dem nächsten Zögling weiter schritt. Hin und wieder brachte auch der Lehrer den Rohrstock mit, um sich zu überzeugen, ob die Kleider staubfrei seien. Dabei verfuhr er so, daß er zuerst dem betreffenden Zögling leise auf Rock und Hose pochte. Ließ sich dann etwa eine leichte Staubwolke erkennen, so begann der Stock immer stärker niederzufallen, so daß das Prüfungswerk schließlich in einen Strafakt überging. Dieser letztere konnte übrigens, wenn Herr R. die Musterung abhielt, bei der oben erwähnten Gepflogenheit dieses Herrn noch vermieden werden, wenn



der in Staub Gehüllte sich rechtzeitig aus dem Staube machte, worauf sich dann jedesmal die oben geschilderte Hezjagd wiederholte.

Nach der Musterung waren wir bis zwei Uhr uns selbst überlassen; dann kam mit Ausnahme des Mittwochs und Sonnabends bis vier Uhr der Nachmittagsunterricht, worauf wieder eine Freistunde folgte, in der das magere, wie am Morgen nur aus einem halben „Gaul“ bestehende Besperbrod eingenommen wurde. Von fünf bis sieben Uhr war wieder Arbeitsstunde; darauf rief die Glocke des „Schnappers“ zum Abendessen. Die Abendkost war verhältnismäßig besser als die Mittagskost. Sie bestand meistens aus einer Suppe von allerdings manchmal recht fragwürdiger Beschaffenheit. Das galt besonders von der wöchentlich mindestens einmal gelieferten Mehlsuppe, die der Schülerwitz „Seelenkleister“ getauft hatte. Im Winter gab es regelmäßig zweimal in der Woche, von allen mit Freude begrüßt, Kartoffeln in der Schale. Diese wurden fast nie im Saale verspeist, sondern in den Rocktaschen verborgen und mit auf die Bohnstuben genommen, um dort, mit Wasser und Butter, hin und wieder auch wohl mit Wurst untermengt, zu dem eigentümlichen, „Stamms“ genannten, von allen als Leckerbissen gepriesenen Gericht verarbeitet zu werden, dessen kunstgerechte Herstellung bei Waisenzöglingen und Pensionären sich von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt hat. Selbstverständlich wurde zum Abendessen wieder ein „Gaul“ geliefert; auch erhielten wir anfänglich wöchentlich zweimal, später jeden Abend ein kleines Stück Butter.



Ein besonderes Fest war es für uns, wenn ausnahmsweise im Winter an Sonntagsabenden statt der Suppe Äpfel gespendet wurden. An solchen Abenden schlossen sich Anfangs- und Schlußgebet fast unmittelbar aneinander an. Denn gegessen wurde dann im Speisesaale überhaupt nicht. Waren die Äpfel in aller Schnelligkeit verteilt und in die Rocktaschen gewandert, so war ein jeder froh, den kalten, unfreundlichen Raum möglichst schnell wieder verlassen zu dürfen, was denn auch den Inspektor des Speisesaales veranlaßte, das Signal zum Schlußgebet zu beschleunigen. Eine Verteilung der leckeren Frucht nach Recht und Billigkeit fand übrigens gewöhnlich nicht statt, sondern unmittelbar nach dem Amen des Vorbeters griffen die vier eine Schüffelgemeinschaft bildenden Zöglinge mit Angeßüm in die Schüffel, und nun entschied die größere oder geringere Fixigkeit darüber, wer den Hauptanteil an der Beute davontrug.

Nach dem Abendessen folgte bis neun Uhr für uns der angenehmste Abschnitt des Tages, den wir im Winter auf den Stuben bei mancherlei Spielen, im Sommer aber, wenn das Wetter nur einigermaßen günstig war, regelmäßig im Freien verbrachten. Um neun Uhr läutete die Glocke zum Schlafengehen. Dazu sammelten sich alle Zöglinge auf der großen Waisenkasse, um auf den hier befindlichen acht Bänken, nach Sektionen geordnet, Platz zu nehmen. Nachdem dann der diensthabende Stuben-senior Stille geboten hatte, fragte er mit lauter Stimme in knapper, militärischer Form die Unteroffiziere nacheinander ab, ob ihre Leute zur Stelle wären, wobei er



nur den Führer der ersten Sektion mit Namen nannte, bei den anderen aber sich nur des Ausdrucks „Folgender“ bediente. Die Antwort erfolgte ebenso kurz mit „Ja“ oder mit einfacher Nennung der Namen etwa fehlender Zöglinge. Daß bei dieser Abendmusterung einer vermißt wurde, kam selten vor und zog, wenn die Verspätung nicht gehörig entschuldigt werden konnte, Strafe nach sich. War alles zur Stelle, so stattete der Senior dem Aufsichtslehrer Meldung ab, worauf dieser die Zöglinge sektionsweise nach dem über unseren Wohnräumen gelegenen Schlaßaal entließ.

Sonnabends unmittelbar vor dem Schlafengehen hielt der diensthabende Lehrer mit uns eine Wochenschlußandacht ab, auch sonst, aber nicht allzu häufig, wurde der Tag mit einer kurzen Andacht geschlossen.

Im Sommer wurde eine Stunde früher aufgestanden, sonst war die Hausordnung im wesentlichen dieselbe wie im Winter.

\* \* \*

Wohl waren die häuslichen Verhältnisse, aus denen die Waisen in die Anstalt traten, teilweise recht verschieden; der Sohn des einfachen Arbeiters oder schlichten Handwerkers gesellte sich hier dem Sohne des Lehrers, des Geistlichen, des Beamten zu. Aber wir alle hatten vor unserm Eintritt in die Anstalt die Bitterkeit des Lebens schon genügend kennen gelernt. Einzelne beklagten nicht nur den frühen Tod des Vaters, sondern entbehrten auch schon lange der sorgenden Liebe der Mutter, hatten



vielleicht sogar bei widerwilligen Verwandten oder bei Fremden ein notdürftiges Unterkommen gefunden, bis die Waisenanstalt dem verlassenen Kinde ihre schützenden Pforten öffnete. Darin aber waren wir alle einander gleich, daß wir aus Familien stammten, die durch den vorzeitigen Tod des Ernährers in äußere Not gestürzt waren; denn nur Bedürftige nimmt die Anstalt auf. Insofern kann man sagen, daß wir alle für das eigenartige Erziehungssystem, dem wir durch den Eintritt in die Anstalt unterworfen wurden, ein mehr oder weniger gleichartiges Material lieferten, und wenn das Schicksal mit rauher Hand in unser Dasein eingegriffen hatte, so machte es uns auch gerade hierdurch in höherem Maße befähigt, in dem entbehrungsreichen Leben, das in der Anstalt unser wartete, uns zurecht zu finden. Die unschätzbare Wohlthat, die die Anstalt dem Zögling erwies, indem sie ihm Nahrung, Kleidung, Obdach, Unterricht und Erziehung, kurz alles lieferte, dessen er zu normaler körperlicher, geistiger und sittlicher Pflege und Entwicklung benötigte, erhielt vielleicht gerade dadurch noch einen höheren Wert, daß die Anstalt ihre materiellen Gaben auf das äußerste Maß beschränkte, daß sie durch eine sparsameren Erziehung den Zögling für den späteren Kampf des Lebens um so gekräftigter und widerstandsfähiger machte. Die Kleidung war bis auf geringfügige Abweichungen im Winter dieselbe wie im Sommer; Mäntel oder Überzieher waren unbekannte Dinge. Die Nahrung war die denkbar einfachste und nur eben für einen gesunden Magen ausreichend. Die auf das dürf-



tigste eingerichteten Wohnräume hatten zwar den Vorzug, bei ihrer hohen, freien Lage der frischen Luft ungehinderter Zutritt zu gestatten, aber durch die klappernden Fenster-scheiben drang auch der schneidige Boreas in die mit ganz ungenügenden Heizvorrichtungen versehenen Zimmer, so daß im harten Winter wenigstens die dem Ofen ferner Sitzenden ihre schriftlichen Schularbeiten oft mit steifgefrorenen Fingern zu erledigen hatten. Die mächtigen, im Dachraum angebrachten Schlassäle hatten gar keine Heizvorrichtung und waren mit ihren schrägen, mangelhaft schließenden Dachfenstern der Winterkälte schrankenlos preisgegeben. Kurz, die gesamten Einrichtungen waren darauf berechnet, uns mit Entbehrungen aller Art zu befreunden und so den Körper abzu härten und zu stählen. Die Gelegenheit, die vorgezeichnete, auf das unbedingt Notwendige beschränkte Lebensweise durch eigenes Zuthun in etwas zu verbessern und uns ungewöhnliche Genüsse zu verschaffen, war so gut wie ausgeschlossen. Taschengeld bezogen die wenigsten von uns, und dieses wurde auch bei denen, deren Angehörige die Mittel dazu hergaben, nur in Höhe von höchstens vier Groschen wöchentlich zugelassen.

In engem Zusammenhange hiermit stand die Erziehung zur Selbständigkeit. Für uns trat kein anderer ein, an unser eigenes Thun wurden unerbittlich die höchsten Anforderungen gestellt. Daß wir das Schuhputzen, Kleiderauspochen, Waschen der Sommerbekleider, Wasserholen und andere zum Besten unserer Person notwendige Geschäfte selbst verrichten mußten, wurde schon



oben erwähnt; hierzu kam aber noch eine Reihe anderer Arbeiten, deren geschickte Erledigung schon eine geübtere Hand voraussetzte, und die deshalb dem Neuling erhebliche Schwierigkeiten bereiteten, wie z. B. das Reinigen und Blankputzen der Leuchter, das jeden Sonnabend Abend abwechselnd von den jüngeren Zöglingen besorgt werden mußte. Dahin gehörte auch die Herstellung der Schulhefte, zu denen uns nur das Papier und der Umschlag geliefert wurde, das Einheften, Linieren und Beschneiden war unsere Sache und mußte mit peinlicher Sorgfalt bewirkt werden.

Die Erziehung zur Selbständigkeit und Anspruchlosigkeit wurde übrigens neben den besonderen Einrichtungen der Anstalt auch durch die damaligen Zeitverhältnisse wesentlich unterstützt. Die Vervollkommnung der Technik auf allen Gebieten und die Verbilligung aller Arten von Gegenständen für den täglichen Gebrauch ersparen heutzutage selbst dem armen Schulkinde manche Arbeit, befördern aber auch auf diese Weise Bequemlichkeit und Unselbständigkeit. Für ein paar Pfennige kauft man sich jetzt die nötigen Stahlfedern, die jede Papierhandlung in einer für jede Hand geeigneten Auswahl bietet. Damals waren Stahlfedern noch sehr wenig im Gebrauch; auf der Waisenanstalt waren sie in den ersten Jahren meines dortigen Aufenthalts noch ganz unbekannt. Wir bedienten uns zum Schreiben ausschließlich der hierzu zugeschnittenen Gänsefeder. Und welche Not hatte man da oft, um in den Besitz einer brauchbaren Feder zu gelangen! Denn das Zuschneiden einer solchen war eine



Kunst, die gelernt sein wollte, und die doch mancher nie lernte. Auch bedurfte man dazu eines scharfen Federmeßers, und wie wenige unter uns waren so glücklich, ein solches zu besitzen? So begegneten uns bei der vorschriftsmäßigen Anfertigung unserer schriftlichen Schularbeiten gar manche Schwierigkeiten. Diese steigerten sich noch, wenn wir einmal einen Brief nach Hause schreiben wollten. Von Briefbogen, die jetzt so verbreitet und so billig zu haben sind, war damals keine Rede, noch weniger von fabrikmäßig hergestellten Briefumschlägen. Ein Feszen Papier mußte genügen, um unsere spärlichen Herzensergießungen aufzunehmen. Dann kam die heikle Aufgabe, einem anderen Stück Papier die Form eines Briefumschlages zu geben, und zu guter Letzt mußte gesiegelt werden, wobei dann vielleicht dem Bedrängten ein zufällig im Besitz einer Stange Siegellack befindlicher guter Freund aushelfen mußte. Heutzutage klebt man auf den fertigen Brief die Zehnspfennigmarke und wirft ihn in den ersten besten Briefkasten. Briefmarken und Briefkasten gab es aber damals ebenso wenig wie ein Einheitsporto; mithin mußte jeder einzelne Brief zu der weit entlegenen Postanstalt wandern, wo erst am Schalter die Portogebühr festgestellt wurde. Erklärlicher Weise fiel es uns freilich nicht ein, die Briefe zu frankieren. Strafporto gab es ja wenigstens zum Glück damals noch nicht. In etwas wurde uns das Briefgeschäft dadurch erleichtert, daß in bestimmten Zeiträumen die etwa von uns geschriebenen Briefe aufgesammelt und dem Inspektor der Anstalt zu weiterer Erledigung übergeben wurden;



durch diesen empfangen wir auch die für uns eingehenden Briefe. Übrigens bewirkte die Umständlichkeit des Verfahrens und die Kossspieligkeit des Portos, daß unsere Korrespondenz mit der Heimat eine äußerst lahme war.

Auch das Beleuchtungsweisen stand damals noch in den Kinderschuhen. Heutzutage schart sich auch die arme Familie um die hellbrennende Petroleumlampe, und ein Streichholz genügt, diese in einem Augenblick anzuzünden. Damals kannte man Petroleum zu Beleuchtungszwecken noch gar nicht; wir gebrauchten es nur als Heilmittel für erfrorene Füße und Hände. Öllampen, das in jener Zeit allgemein übliche Mittel der Zimmerbeleuchtung, wurden für die Waisenstuben nicht geliefert, wir mußten uns vielmehr mit dünnen, in Schiebeleuchtern steckenden Talglichtern begnügen, die nur, wenn die Lichtputzschere fleißig nachhalf, ein erträgliches Licht spendeten. Es fehlte uns sogar das Mittel zu schneller Lichtgewinnung. Denn selbst Bündelhölzchen waren noch sehr wenig verbreitet; uns waren sie anfänglich ganz unbekannt. Noch erinnere ich mich, wie in dem ersten Jahre meiner Waisenhauslaufbahn ein älterer Bögling mich und mehrere Mitzöglinge eines Abends auf einen finstern Flur führte und dort durch wiederholtes leises Streichen auf der Wandfläche leuchtende Striche und Figuren erstehen ließ, bis plötzlich eine kleine, bläuliche Flamme aufleuchtete und wir in der Hand des jungen Zauberers ein brennendes Hölzchen gewahrten. Uns erschien der Vorgang damals wie ein Wunder. Unsere gewöhnliche Lichtquelle war die in dem zwei Treppen tiefer gelegenen Halbstock befindliche Stube



des Einheizers; dahin mußte sich bei Beginn der Dunkelheit der mit der Beforgung der Stubenbeleuchtung betraute, „Leuchterfacher“ genannte Bögling begeben, um hier das mitgenommene Talglicht anzünden zu lassen.

\* \* \*

Es war gleichsam ein Triumph des an uns geübten Erziehungssystems, daß selbst schwächliche und von Haus aus verwöhnte Mutter söhne unter den durchgreifenden Einflüssen der harten Schule, in die sie durch das Leben in der Anstalt versetzt wurden, allmählich erstarkten und gesundeten, daß auch der zaghafte, unbeholfene Neuling in kurzer Zeit sicherer aufzutreten lernte, daß der noch mit gewissen, wenn auch bescheidenen Ansprüchen in die Anstalt eingetretene Knabe mehr und mehr sich gewöhnte, die Segel zu streichen und in der Beschränkung sich zurecht zu finden. Kerniges Wesen, Körperkraft und Geltendmachen der äußeren Persönlichkeit, aber ohne jeden Beisatz von eitlen, stutzerhaftem Wesen verhalten unter uns in höherem Maße zu Ansehen und Übergewicht als selbst geistige Überlegenheit und bessere Leistungen in der Schule. Die gesamten Verhältnisse, in denen wir uns bewegten, wozu wohl noch eine traditionelle Verehrung der Anschauungen kam, wiesen uns hin auf einen Wett-eifer in der Übung körperlicher Tüchtigkeit und derjenigen Charaktereigenschaften, in deren Wertschätzung und Aneignung der Knabe den künftigen Mann erkennen läßt. Weichliche, schwächliche Knaben verfielen der Verachtung; für Feiglinge war ein derber, nicht wiederzugebender



Ausdruck gebräuchlich. Je abgehärteter, kerniger, mutiger, frischer sich einer zeigte, desto mehr gewann er den Ansprach, die Führerrolle über die anderen zu übernehmen.

Die außerordentliche Schätzung körperlicher Kraft und Gewandtheit war auch die Veranlassung, daß das Turnen bei uns im höchsten Ansehen stand, und daß der Besuch des Turnplatzes zu unseren liebsten Beschäftigungen gehörte.

Der Feldgarten, in dem der Turnplatz lag, bot uns mit seinen weiten Grasplätzen und schattenspendenden Baumreihen auch sonst einen sehr geeigneten Tummelplatz für allerlei Kraftübungen und jugendliche Belustigungen. Hier fanden im Winter die berühmten Massenschneegejechte statt, an denen manchmal sämtliche Zöglinge der Pensionsanstalt und der Waisenanstalt teilnahmen, und bei denen einmal die Lateiner den Realschülern, ein anderes Mal die Pensionäre den Waisenzöglingen gegenüber standen. In dem letzteren Falle bildeten wir deutschen Orphani die treuesten Bundesgenossen unserer Kameraden höherer Ordnung, die sich sonst meist stolz von uns abwandten. Bei diesen Kämpfen ging es sehr hart zu, und es kam oft genug vor, daß wir Jüngeren, die wir uns schlachtenfroh in das dichteste Kampfesgewühl stürzten, von der Masse überwältigt, über den Haufen gestoßen und von den über uns Fortstürmenden rücksichtslos zu Boden getreten wurden, oder daß wir, in eine Ecke des eingehegten Platzes gedrängt, dort „gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge“, von den in dichter Menge auf uns daherjauchenden Geschossen unserer siegreich vorgebrungenen



Gegner weidlich zugebedekt wurden. Ein anderes Mal hatten wir dafür die Genugthuung, durch unser tapferes Eingreifen in den Kampf unseren vornehmeren Bundesgenossen den Sieg zu sichern und dafür von diesen rückhaltloses Lob zu ernten.

Das Schlittschuhlaufen pflegten wir auf dem jetzt längst verschwundenen hinter dem Nordflügel der Anstalt gelegenen Zwingerteich, den wir aber häufig erst durch Überklettern des nach dem Frankenplatze zu gelegenen und meist verschlossen gehaltenen Zwingerthores erreichen konnten. Übrigens waren nur wenige von uns im Besitze von Schlittschuhen, und diese selbst befanden sich oft in recht kläglichem Zustande. Solche Widrigkeiten thaten jedoch unserer Freude an diesem Sport keinen Eintrag.

In schulfreien Nachmittagen wurden unter Führung des diensthabenden Lehrers größere Spaziergänge unternommen, an deren Stelle im Sommer das Baden trat. Schwimmunterricht erhielten die Waisenzöglinge nicht; eifriges Üben und gegenseitige Unterstützung verhalfen aber den meisten von uns zur Erlernung dieser Kunst auch ohne Schwimmlehrer. Doch wurden jährlich zwei ältere Zöglinge der deutschen Waisenanstalt in die Militär-Schwimmanstalt geschickt, um das Schwimmen unter der Leitung der dortigen Unteroffiziere gründlich zu erlernen. In dem letzten Jahre meines Aufenthalts in der deutschen Waisenanstalt gehörte auch ich zu diesen Ausgewählten. Unsere dortige Behandlung unterschied sich an Rücksichtslosigkeit und Härte in nichts von derjenigen, die an den gemeinen Soldaten geübt wurde, dafür lernten wir aber

auch die Schwimmkunst so gründlich, daß wir später die große Schwimmprobe ablegen konnten und dadurch die Auszeichnung gewannen, rote Badehosen mit schwarz-weißen Seitenstreifen tragen und auch außerhalb der Schwimmanstalt baden zu dürfen. Beiläufig sei erwähnt, daß diese Militär-Schwimmanstalt später in die Hände der Halloren überging und nun „Badeanstalt bei die Halloren“ hieß. So wenigstens war an einem mächtigen Schilde zu lesen, das an dem auf dem Wege nach jener Schwimmanstalt gelegenen Gasthof zur „Egge“ angebracht war. Als mich viele Jahre später mein Weg einmal wieder dieselbe Straße führte, war ich neugierig, ob eine spätere Zeit jene Inschrift in besseren Einklang mit der Grammatik gebracht hätte. Das Schild war noch an derselben Stelle, die Schrift aber war augenscheinlich kürzlich erneuert worden, lautete jedoch auch in ihrer Verjüngung immer noch „Badeanstalt bei die Halloren“.

Was übrigens die Abhärtung anlangt, so genügte manchem unter uns das, was zu deren Förderung die Einrichtungen der Anstalt an die Hand gaben, noch lange nicht; wir versuchten da in allerdings bisweilen recht thörichter Weise nachzuhelfen, indem wir beispielsweise in strengster Winterkälte, anstatt beim Schlafengehen sofort in das ohnehin eiskalte Bett zu schlüpfen, bis aufs Hemd entkleidet, unsern zitternden Körper erst eine Zeitlang auf der Bettdecke lagerten, um endlich den halb erstarrten, steif gefrorenen Gliedern ihren richtigen Platz unter der Bettdecke zu gönnen, wo uns die dann langsam eintretende Erwärmung mit doppeltem Wohlbehagen erfüllte.



Besonderen Wert aber legten wir auf Übung und Bewährung des Mutes. Die mächtigen alten Gebäude mit ihren zahlreichen öden und unbewohnten Räumen, ihren abgelegenen Ecken, ihren finsternen Treppen und Gängen erfüllten unsere jugendliche Phantasie mit der Vorstellung des Geheimnisvollen und Ahnungsvollen. Es gab Stellen in den Gebäuden und Gärten, wo es nicht geheuer sein sollte. Als eine solche Stelle galt z. B. die fernste Ecke des Feldgartens, da wo die Umfassungsmauer der Plantage an den Hegenberg stößt. Ängstliche Knaben wagten sich an dunklen Abenden ohne Begleitung nicht dorthin. Aber in noch höherem Maße beherrschte uns die phantastische Vorstellung einer gewissen allgemeinen in der Anstalt herrschenden Unsicherheit, indem wir meinten, daß jene zahlreichen versteckten und abgelegenen Stellen mit Fleisch und Bein begabte Unholde beherbergten, die bei Eintritt der Dunkelheit dort ihr Wesen zu treiben anfangen. Bestärkt wurden wir in diesem kindlichen Wahn noch durch einzelne verdächtig erscheinende Vorfälle. So erhielt einmal ein Zögling bei einem abendlichen Betreten des nicht erleuchteten Hinterhofes von einer geheimnisvollen, unsichtbaren Hand, deren Besitzer nie festgestellt wurde, eine Ohrfeige, die ihn zu Boden schleuderte. Ein anderes Mal wurden mehrere Zöglinge, unter denen ich mich befand, bei einem späten Heimgang aus dem schon fast dunkeln Feldgarten von einer durch das dort befindliche Kartoffelfeld schleichenden, anscheinend riesengroßen Gestalt mit Erdfloßen bombardiert. Diese wirklichen oder phantasiegeborenen Nacht-



gestalten faßten wir unter dem Namen „Kerle“ zusammen, und diese „Kerle“ in ihren Versteckplätzen aufzusuchen und zu stellen, erschien uns als eine löbliche Aufgabe, ja als Pflicht eines wackeren Orphanus. Deshalb hatte sich unter uns eine Genossenschaft der „Kerlesucher“ gebildet, die an finstern Abenden, eifrig nach verdächtigen Gestalten ausspähend, die dunkeln Gänge, unverschlossenen Gemächer, Höfe und Gärten der Anstalt durchstreiften. In diese Genossenschaft wurde nur derjenige aufgenommen, der vorher eine Probe seiner Kaltblütigkeit abgelegt hatte. Zu diesem Zwecke wurde der Betreffende von einem Genossen im Finstern in eins der meist unverschlossenen Klassenzimmer der deutschen Schule geführt. Mit gutem Bedacht war dazu ein abgelegenes Zimmer gewählt, in welchem eine Totenuhr tickte, und das deshalb für nicht geheuer galt. Hier mußte der Prüfling still auf einer Bank niedersitzen mit der Weisung, unter keiner Bedingung ein Wort zu sprechen oder sich zu rühren, bis man ihn wieder zurückführen würde, worauf man ihn allein ließ. Nach einiger Zeit schlich sich dann an den einsam Harrenden ein Eingeweihter heran, befühlte ihm schweigend Puls und Herz und sah nach, ob er nicht zitterte und sich regte. War die Prüfung zur Zufriedenheit ausgefallen, so wurde der Betreffende in den Kreis der Genossen geführt; hier erfolgte in feierlicher Weise die Schwertleite durch Überreichung eines starken Knüppels. Mit diesem bewaffnet, durfte dann das neue Ordensmitglied an den abendlichen Wanderungen der „Kerlesucher“ teilnehmen.



Daß diese Wanderungen stets ergebnislos verliefen, vermochte unsern Glauben an das Vorhandensein solcher Unholde nicht zu erschüttern. Einmal allerdings an einem nebligen Herbstabend glaubten wir einen Fang gethan zu haben. Wir hatten zum Schauplatz unserer abenteuerlichen Ausfahrt den am äußersten Ostende der Anstalt versteckt gelegenen Apothekergarten gewählt und durchstöberten nach Gewohnheit dessen dämmerige Beete und Gebüsch, als plötzlich wenige Schritte vor uns die gespenstische Erscheinung eines grauen Männchens auftauchte, das sich uns mit langsamen Schritten näherte. Da wurde uns denn doch etwas unheimlich zu Mute, und wenn damals von unserer Gruppe eine Momentphotographie aufgenommen worden wäre, würde deren Haltung und Stellung vielleicht lebhaft an die sieben Schwaben in dem bekannten Märchen erinnert haben, als diese sich plötzlich dem für ein Ungeheuer gehaltenen Hasen gegenüber sahen. Aber vollends entsank uns der Mut, als wir in der näher kommenden Gestalt unsern stets in Grau gekleideten Inspektionslehrer Herrn R. erkannten. Er hatte von unseren abendlichen Wanderungen Wind bekommen und war uns nachgeschlichen, um sich zu überzeugen, was wir vorhätten. Übrigens lief die Sache für uns glimpflich genug ab. Herr R. überzeugte sich von der Harmlosigkeit unseres Treibens, erkannte sogar unsere gute Absicht an, verwies uns jedoch das Eindringen in verbotene Räume und forderte uns zum Niederlegen unserer gefährlichen Waffen auf. Von der Zwecklosigkeit unserer abenteuerlichen Fahrten konnte er uns jedoch nicht überzeugen, und

wenn auch dieser Zwischenfall uns veranlaßte, jene auf einige Zeit einzustellen, die Lust daran blieb ungebrochen, und später nahmen wir unter Beobachtung größerer Vorsicht unsere Wanderungen wieder auf. Und fürwahr, so kindisch dieses Treiben auch erscheinen mag, sicherlich war es ein Zeichen des unter uns herrschenden gesunden Geistes. Für fade Vergnügungen bot die Waisenanstalt keine Gelegenheit, und Übersättigung, die unter der heutigen Jugend infolge der Überfülle ihr gebotener Genüsse so verbreitete Krankheit, war bei uns gänzlich unbekannt. Die unscheinbarsten Dinge, die das verwöhnte Kind der Jetztzeit vielleicht verächtlich mit dem Fuße fortstößt, galten bei uns als ein wertvoller Schatz. Bunte Papiersezen, aus einem Bilderbuche ausgerissene rohe Holzschnitte wurden sorgfältig aufgehoben, und stolz war derjenige, der hiervon eine kleine Sammlung besaß. Welchen Wert würden beispielsweise damals für uns die jetzt in Unzahl verbreiteten Reklamebilder gehabt haben, denen man heutzutage kaum eine oberflächliche Beachtung schenkt?

Auch durch Bücherlektüre waren wir nicht verwöhnt. Bücher unpassenden oder gar verderblichen Inhalts fanden glücklicherweise nicht den Weg zu uns. Nur wenige unter uns besaßen Unterhaltungsbücher, und diese pflegten unter den Leselustigen von Hand zu Hand zu gehen. Es wurde wenig, aber um so gründlicher gelesen. Einzelne unter uns besaßen übrigens die Gabe, angenehm zu erzählen, in hohem Grade. Da war besonders ein frischer, geweckter Knabe, der eine Zeitlang im Winter allabendlich, nachdem wir schlafen gegangen



waren, uns andere noch ein Halbstündchen durch den Vortrag von Märchen aus 1001 Nacht oder auch durch eine Auslese aus den beliebtesten Erzählungen von Kapitän Marryat (Peter Simpel, Jakob Ehrlich) aufs angenehmste unterhielt. Mit wahren Entzücken hörten wir, behaglich in unseren Betten liegend, dem liebenswürdigen Erzähler zu, bis Gott Morphens uns die müden Augen zudrückte.

Einen besonderen Reiz hatten für uns Beckers Erzählungen aus der alten Welt. Mit Begeisterung vertieften wir uns in die Schilderungen von den gewaltigen Kämpfen der Griechen und Trojaner, mit allen Einzelheiten derselben wurden wir aufs innigste vertraut, die Schicksale der Helden erweckten unsere lebhafteste Teilnahme, und ihre machtvolle Persönlichkeit wurde uns Muster und Vorbild. Ihre Namen wurden als Ehrennamen auf diejenigen älteren Zöglinge übertragen, die das Zeug hatten, unter uns die Führerrolle zu übernehmen, und oft konnte man auf den Stuben in würdevollem Tone geführte Gespräche wie das folgende vernehmen:

„Edler Achill, kommst du mit in den Feldgarten?“

„Thut mir leid, trefflicher Ajax, aber ich muß meine Hose waschen.“

Daß es unter den „Griechen“ und „Trojanern“ oft zu schweren Kämpfen kam, die im Feldgarten ausgefochten wurden, und daß dabei hin und wieder regelrecht geführten Zweikämpfen unter den Führern die Entscheidung darüber überlassen wurde, welche Partei Sieger sein sollte, versteht sich für so warme Bewunderer und genaue Kenner des Homer, wie wir waren, von selbst.



Es ist aber auch erklärlich, daß das stark entwickelte Kraftgefühl und das Übergewicht, das die älteren Böglinge über die jüngeren besaßen, den Pennalismus, der nun einmal von einer Erziehungsanstalt unzertrennlich erscheint, in hohem Maße befördern mußten. Daß aber Gewaltthätigkeiten der ersteren gegen die letzteren, wie sie thatsächlich vorkamen, einen besonders rohen und bössartigen Charakter angenommen hätten, kann ich nicht behaupten. Auch wurde diese Erscheinung dadurch gemildert, daß das Ganze in ein System gebracht war, in welchem nach einem streng gehandhabten traditionellen Abkommen die Rechte und Pflichten der einzelnen Jahrgänge genau gegeneinander abgewogen waren. Die Angehörigen des jüngsten Jahrganges waren natürlich völlig rechtlos, doch waren sie nicht schrankenlos der Willkür aller Älteren preisgegeben. Z. B. beim Baden hatten die Angehörigen des zweiten Jahrganges nur das Recht, die Neulinge zu bespritzen, aber nicht unterzutauchen, welches letztere ein ausschließliches Vorrecht der beiden ältesten Jahrgänge gegen alle jüngeren war. Ähnlich verhielt es sich im Winter mit dem »Schneeballen«, welches sich die beiden jüngeren Jahrgänge ohne Gegenwehr von den beiden älteren gefallen lassen mußten, während dem zweiten Jahrgange gegen die Neulinge nur das Recht des „Einweihens“, d. h. des Einreibens der Wangen mit Schnee, zustand.

In dem ersten, schneereichen Winter, den ich auf der Anstalt verbrachte, erging es uns Novizen allerdings recht schlimm. Bei dem ersten größeren Schneefall



wurden wir in den Feldgarten geführt, mußten dort eine hohe, steile Schneeburg erbauen, dann einer nach dem andern diese besteigen und wurden hierauf von den Untenstehenden so lange mit gegen die Waden gezielten Schneebällen bombardiert, bis wir vor Schmerz zusammen sanken und an den steilen Seitenwänden hinabglitten, worauf alle über uns herfielen, um uns tüchtig „einzuweisen“, welches letztere um so gründlicher geschah, je weniger standhaft sich einer bei dem vorausgegangenen ersten Torturgrad bewiesen hatte.

Übrigens bestand trotz solcher gelegentlicher penna-listischer Ausschreitungen im allgemeinen unter uns ein gut kameradschaftliches Verhältnis, und namentlich hielten die gleichalterigen Zöglinge meist treu zusammen. Einen rührenden und zugleich komischen Ausdruck fand diese Gesinnung, wenn einer im Zimmer der Aufsichtslehrer die bittere Gabe des gelben Dnkels zu schmecken bekam. Dann stellten sich regelmäßig mehrere Kameraden an die Thür, um mittheilsvoll die Schläge zu zählen, dem endlich Erlösten zum Troste die Zahl der von ihm eingeheimsten Denzettel mitzuteilen und dann schleunigst den vor Schmerz Wimmernden an den Wasserschrank zu führen, wo die aufgelaufenen Hände so lange mit kaltem Wasser begossen wurden, bis der Schmerz nachzulassen anfing. Hatte jemand, was ja nicht gerade häufig vorkam, eine Sendung Gpwaren aus der Heimat erhalten oder solche von der Ferienreise mitgebracht, so pflegte er diese mit seinen nächsten Freunden redlich zu teilen. Als Beweis gemeiner Denkungsweise galt es dagegen, wenn

in solchem Falle einer alles für sich behielt. Ein schöner Zug kameradschaftlicher Gesinnung war auch folgender. Einer der älteren deutschen Waisenzöglinge hatte jeden Mittag Proben des ersten und zweiten Tisches, die in einem Blechkasten verschlossen waren, zum Ökonomie-Inspektor zu tragen. Meistens sah aber dieser davon ganz ab, die Speisen zu kosten. Der Inhalt des reichlich gefüllten Blechkastens gehörte dann dem Beförderer desselben, der auf diese Weise in den Besitz einer Portion des, wie oben erwähnt, in vorzüglicher Güte gelieferten ersten Tisches gelangte. Niemals aber verzehrte dieser Glückliche die ungewöhnliche Speise allein, sondern regelmäßig wurde ein Freund zum Mitgenuß eingeladen.

Einen noch beredteren Ausdruck aber fand diese freundwillige, opferfreudige Gesinnung in der eigenartigen Einrichtung des „Zusammenstehens“, durch welche zwei Knaben geradezu eine jeden Sonderbesitz und jeden eigenen Vorteil ausschließende Gütergemeinschaft schlossen. Trat ein Orphanus zu einem anderen mit der Frage: „Wollen wir zusammenstehen?“ und sagte dieser: „Ja!“, so gaben sich beide die Hand, und der Bund war geschlossen. Nun sah es jeder von beiden nicht nur für Ehrenpflicht an, alles, was er besaß, mit dem anderen zu teilen, sondern beide Teile wetteiferten auch in selbstloser Weise, einander Gefälligkeiten zu erweisen und Genüsse zu verschaffen, wobei sogar unter Umständen von jedem nach Knabenbegriffen erlaubten Mittel Gebrauch gemacht wurde. Zu diesen gehörte auch das Stehlen von Obst von den Bäumen des Waisengartens, und wenn



einer von den beiden Bündischen den anderen mit der köstlichen Gabe eben geraubter leckerer Aprikosen oder saftiger Äpfel überraschte, so durfte er mit Rücksicht auf die bei der Beschaffung der Spende überstandene Gefahr in um so höherem Grade auf die Anerkennung des Empfängers rechnen. Es ist übrigens erklärlich, daß solche kommunistischen Bündnisse bei Knaben dieses Alters in der Regel nicht gar lange währten. Trotz der darin bewährten Selbstlosigkeit führten sie doch selten zu einer wirklichen und dauernden Seelengemeinschaft. Ein kleines Mißverständnis, eine leichte Verstimmung brachte oft den scheinbar für die Ewigkeit gegründeten Bund zum Bruch, ohne daß sich jedoch notwendigerweise daraus ein feindseliges Verhältnis entwickelte.

Man darf nicht erwarten, daß wir in unserem damaligen zarten Alter für die durch die Aufnahme in die Anstalt uns erwiesene Wohlthat ein volles Verständnis gehabt hätten. Aber das Bewußtsein, daß wir allen Grund hatten, der Anstalt dankbar zu sein, wurde doch teils durch die gesamten Einrichtungen der Anstalt, teils durch die sichtbaren Erleichterungen, die unsere Einstellung in die Anstalt unseren Müttern oder sonstigen Verwandten gewährte, auch in den Herzen leichtfertiger Zöglinge erweckt und lebendig erhalten. Das herrliche, von Rauchs Meisterhand geschaffene Denkmal des Stifters, das dem Vorderhof einen so würdigen Abschluß giebt, verfehlte nicht, auf uns, die wir es täglich vor Augen hatten, einen mehr als oberflächlichen Eindruck zu machen; es erfüllte uns mit einer Ahnung der sittlichen Größe des



gottesfürchtigen und gottbegnadeten Mannes, mit einer stillen Verehrung für den Schöpfer dieser großartigen Stiftungen, deren Segnungen auch an uns sichtbar wurden. Obwohl nun solche weichen Gefühle bei uns keineswegs die Oberhand gewannen und das in uns entwickelte Kraftgefühl auch manche Ungezogenheit zeitigte, so kann ich doch sagen, daß in den vier Jahren, die ich in der Waisenanstalt niederer Ordnung verbrachte, schwere Vergehen zu den Seltenheiten gehörten, daß unter uns ein guter Geist vorherrschte, und daß auch die Mehrzahl von uns, sobald erst die notwendigen Leiden und Kämpfe der Novizenzeit überstanden waren, in der kleinen Welt, in der wir ein so abgeschlossenes, einfaches, entbehrungsreiches Leben führten, sich verhältnismäßig wohl fühlten. Vereinzelt kam allerdings der Fall vor, daß ein Zögling oder mehrere gemeinschaftlich nach vorangegangener Verabredung durch Entlaufen sich der als unerträglich empfundenen Fessel zu entziehen suchten. Der thörichte Versuch endigte jedesmal höchst kläglich schon nach wenigen Tagen mit der Wiedereinbringung der inzwischen durch Hunger, Kälte und Angst Ernüchterten. Zum Überschuß wurde ihnen durch die für solches Vergehen ein für allemal festgesetzte Rutenstrafe, welche nach damaligem barbarischem Brauch von dem Pförtner im Beisein des Inspektors und vor den Augen der gesamten Waisenschar in feierlicher Weise vollzogen wurde, die Lust an solchen romantisch-thörichten Streichen gründlich verleidet.

\* \* \*



Nochten wir nun auch alle mehr oder weniger uns mit dem Leben in der Anstalt befreundet haben, das Zauberwort „Ferien“ hatte doch gerade für uns einen besonders berauschenden Klang; schon lange vor ihrem jedesmaligen Eintritt wurde unsere Seele mit einer erwartungsvollen Unruhe erfüllt, die das erträumte Glück der Tage der Ruhe und der Freiheit schon lange vorweg kosten ließ. Wem die Ferien nur zeitweilige Befreiung von Arbeit und Schulzwang bringen, wie dem bei seinen Eltern wohnenden Schulkinde, der kann ihre Wonne nur halb empfinden; ganz anders aber derjenige, dem durch den Eintritt der Ferien zugleich ein Wiedersehen der Heimat vielleicht nach langer Trennung besichert wird. Und in dieser Lage befanden wir Zöglinge des Waisenhauses uns fast alle. Am lautesten aber jubelten natürlich diejenigen der goldenen Ruhezeit entgegen, die zum erstenmale nach ihrem Eintritt in die Anstalt die Heimat wiedersehen sollten. Freilich hatte nicht jeder von uns noch eine Heimat oder wenigstens nähere Verwandte, zu denen er hätte reisen können. Diese Ärmsten mußten traurig in der Anstalt zurückbleiben. Für die anderen hing die Erteilung des Ferienurlaubs von der Vorzeigung des sogenannten „Verreisebriefes“ ab, d. h. eines Schreibens, in dem ausdrücklich zu lesen stand, daß die betreffenden Angehörigen die Reise wünschten. Oft blieb ein solcher Brief über Gebühr lange oder auch gänzlich aus, und dann gab es trübe Gesichter oder bittere Thränen. Glücklicherweise aber war der Knabe, der an dem festgesetzten Tage, gewöhnlich kurz vor dem Beginn der Ferien, dem



Aufsichtslehrer das wichtige Schriftstück vorzeigen konnte und dann die Erlaubnis zum Reisen ausdrücklich zugesprochen erhielt.

Umfänglicher Vorbereitungen zur Reise bedurfte es nicht. Die Tornister wurden aus ihrer langen Gefangenschaft in der „Buchbinderstube“ befreit, mit den wenigen zur Mitnahme bestimmten Sachen gefüllt, das sehr knapp bemessene Reisegeld wurde sorgfältig verwahrt, ebenso auch ein vom Inspektor ausgestellter Reisepaß, durch welchen „alle Civil- und Militär-Behörden ersucht wurden, das hier näher bezeichnete Jüngelchen (das sonst vielleicht als ein gefährliches Subjekt hätte angesehen werden können!) unbehelligt passieren zu lassen“, und dann war man reisefertig. Nur wenige von uns konnten zu ihrer Reise die einzige damals bei Halle vorbeifahrende Eisenbahn benutzen, aber auch von diesen zog noch mancher — ich gehörte auch zu ihnen — in der guten Jahreszeit die Fußreise vor, besonders wenn es sich so fügte, daß man einen Teil der Reise mit lieben Kameraden zusammen zurücklegen konnte. In getreuer Befolgung von Geibels Wanderrat:

„Wer recht in Freuden wandern will,  
Der geh' der Sonn' entgegen!“

wurde zu sehr früher Stunde aufgebrochen. Das Wecken zu der festgesetzten Zeit besorgte der Nachtwächter, dem die Betten der Reisegenossen durch an deren Fußende aufgepflanzte Wanderstöcke unfehlbar kenntlich gemacht waren. Und dann ging es mit leichtem Venterl, leichtem Gepäck und leichtem Herzen hinaus in den frischen Mor-

Schmidt, Beinh Jahre Bögling.

5



gen, hinaus in die herrliche Frühlingspracht. Wie wurde da mit den Sängern des Waldes um die Wette gesungen! Wie thaten sich da die Herzen auf in lustigem und ernstem, thörichtem und sinnvollem Geplauder! Brannte die Sonne zu heiß auf unsern Scheitel, dann wurde unter schattigen Bäumen oder bei kühler Quelle gerastet, auch wohl einmal beim Durchmarsch durch ein Dorf dem Wirtshause ein kurzer Besuch abgestattet, um für ein paar Pfennige durch ein Glas einfachen Bieres (Lagerbier war uns damals noch ganz unbekannt) Erfrischung und Stärkung für den Weitermarsch zu suchen. Dann kam die Trennung von den Gefährten, die ein anderes Reiseziel hatten, endlich tauchten vor den Blicken des erschöpften, aber frohgemuten Wanderers die Türme des Heimatortes auf, und nach einer letzten Anstrengung war dieser endlich glücklich erreicht. Bei meiner ersten derartigen Fußwanderung zu Beginn der damals für uns vierzehn Tage währenden Pfingstferien hatte ich das Mißgeschick, mich im letzten Drittel meiner Reise zu verlaufen und wurde über den Irrtum erst, nachdem ich über eine Stunde die falsche Straße gewandelt, durch einen des Weges daher kommenden Mann aufgeklärt, den ich, müde zum Umfallen, nach dem richtigen Wege fragte. Er geleitete mich freundlich zum nächsten Dorfe, wo mitleidige Leute den fast Verschmachteten mit Bier und frisch gebackenem Festkuchen erquickten und ihm dann den richtigen Weg zeigten. Diese meine erste größere, bei glühender Hitze unternommene Fußreise — mit Hinzurechnung des Umweges betrug die zurückgelegte Strecke reichlich



sechs Meilen — bekam mir recht schlecht. Ich litt mehrere Tage an einem rasenden Kopfschmerz, der mir für diese Zeit den Feriengenuß gründlich verdarb.

In den Ferien kam ich auch öfters wieder mit Eugen zusammen, wenn er diese hin und wieder bei seinen Verwandten im Nachbarhause verlebte. Dann war er mir gegenüber wieder der Alte, während er in der Anstalt, den dort herrschenden Anschauungen huldigend, bei zufälligen Begegnungen mich zwar nicht unfreundlich, aber doch etwas förmlich und von oben herab behandelte. In den Ferien dagegen waren wir fast täglich zusammen, spielten und wanderten miteinander, trieben auch allerhand Narrenspessen und vollführten lustige Streiche, die allerdings manchmal die Grenze des Erlaubten überschritten, und bei denen der schalkhafte Eugen der Anstifter, ich der fügsame Genosse und unter Umständen der Prügelfunge war. Einmal hatten wir einen stundenlangen, sehr vergnügten Fußmarsch gemacht, als wir, in einem stattlichen Dorfe angelangt, uns hungrig und erschöpft fühlten. Nun stellte sich aber heraus, daß keiner von uns einen Pfennig Geld in der Tasche hatte. Was thun, um den knurrenden Magen zu besänftigen? „Wir gehen zum Pastor!“ erklärte Eugen mit Bestimmtheit. „Der muß uns ein gutes Frühstück vorsehen; ein Schwarzbrot wird doch andere Schwarzbrote nicht darben lassen?“ Mir wollte der Vorschlag zwar nicht gefallen, aber, wie immer, ließ ich mich von dem älteren und weltkundigeren Gefährten fortreißen, und wir betraten denn auch alsbald, Eugen anscheinend sicher, ich ziemlich verschämt und



zaghaft, das ansehnliche Pfarrhaus. Dort trat uns schon in dem dämmerigen Hausflur der Seelenhirte mit verwunderten und anscheinend mißtrauischen Blicken entgegen, während Eugen mit erstaunlicher Dreistigkeit uns beide als Schüler vorstellte, deren sehnlichster Wunsch sei, später Gottesgelahrtheit zu studieren, und die dieserhalb bei ihrer Durchreise der Pfarre einen Besuch schuldig zu sein geglaubt hätten. „Was?“ rief der anscheinend kurzschichtige Herr, dessen Mienen sich im Näherkommen sichtbar aufhellten. „Zwei künftige Amtsbrüder, und noch dazu, wie ich sehe, Hallenser? Auch ich bin nämlich Zögling der Grandeschen Stiftungen gewesen, mithin ist mir Euer Besuch eine doppelte Freude!“ Damit nötigte er uns in sein Zimmer und ließ uns, sobald er erfahren hatte, daß wir einen weiten Marsch hinter uns hatten, ein vortreffliches Frühstück vorsetzen. Obwohl nun meines kühnen Gefährten der Wahrheit nicht entsprechende und nur auf Erregung des Wohlwollens abzielende Angabe bezüglich unserer Berufswahl mir einige Gewissensbedenken bereitete, so hinderte mich das doch nicht, gleich meinem Gefährten dem üppigen Mahle alle Ehre anzuthun. So verlebten wir mit unserm gütigen Gastgeber, der ein warmer Verehrer der Stätte seiner Jugendbildung war und sich sichtbar unseres Besuches freute, unter heiterem, lebhaftem Gespräch eine angenehme Stunde. Schließlich stopfte uns der gute Pastor noch für unsern Heimmarsch die Taschen mit saftigem Obst voll.

In den ersten Tagen nach unserer Rückkehr aus den Ferien konnte man natürlich auf den Waisenstuben manches



trübe Gesicht erblicken; einzelne erfuhren wohl auch einen wirklichen Rückfall in das Heimweh. Da gewährte dann der Hinblick auf die nächsten Ferien einigen bitter-süßen Trost. Diesen pflegten wir noch lebendiger zu gestalten durch Anlegung eines bis zu dieser Zeit reichenden Kalenders, an dem durch regelmäßiges Durchstreichen der abgelaufenen Tageszahl die allmähliche Annäherung der neuen Ferien veranschaulicht wurde. Ich hatte einmal bei der Rückreise aus den Ferien in einem Gasthose, wo ich eine kurze Rast hielt, eine kunstvolle Wanduhr gesehen, welche auf einem besonderen Zifferblatte das Tagesdatum anzeigte. Darunter war die Inschrift zu lesen: „Einer wird mein letzter sein!“ Das gefiel mir so sehr, daß ich in kühner Übertragung der sinnigen Bedeutung des Spruches auf den Zweck meines Kalenders diesen mit der gleichen Inschrift versah, welche letztere nun durch die fortwährende Hinweisung auf den letzten Schultag vor den Ferien für mich zu einem Trostspruch wurde. Bei meinen nächsten Bekannten fand dies Nachahmung.

Für die während der Ferien in der Anstalt Zurückbleibenden gab es immerhin manche außergewöhnliche Genüsse und Lustbarkeiten. Am Weihnachtsabend wurde nach dem Abendessen, das bei dieser Gelegenheit ausnahmsweise aus Heringsalat bestand, den Zöglingen unter hell brennenden Tannenbäumen beschied; jeder erhielt eine Wecke, Honigkuchen sowie Äpfel und Nüsse in reichlicher Menge. Am Morgen des ersten Feiertages wurde außerdem ein großes Stück Festkuchen und als außerordentliche Geldspende der sogenannte Festgroßchen



geliefert. Dasselbe geschah auch an den anderen großen Festen und am Geburtstage des Königs. Dafür aber waren die sangeskundigen Zöglinge verpflichtet, gemeinschaftlich mit den Sängern der lateinischen Waisenanstalt von dem über dem Treppenhause des Vordergebäudes angebrachten Altan in der Frühe dieser Tage Choräle zu singen.

Zu den Spielen, die in der Weihnachtszeit besonders eifrig betrieben wurden, gehörte namentlich das Schießen mit dem Blaserohr nach Äpfeln. Von diesen hatte jeder Beteiligte die gleiche Zahl beizusteuern. Dann wurden zwei oder drei derselben in größeren Abständen dicht am Rande der Schmalseite einer der langen Tafeln niedergelegt. Nun gaben die Mitspieler nacheinander von der entgegengesetzten Schmalseite der Tafel abwechselnd einen Schuß ab, und wer einen Apfel herunterschoß, dem gehörte er. An diesem beliebten Sport beteiligte sich auch hin und wieder Herr R., verzichtete aber großmütig auf den Gewinn, wenn ihm ein Schuß gelungen war.

Noch mag hier eines außerhalb der Ferien gelegenen Tages Erwähnung geschehen, der als eine Art Festtag galt und von den Zöglingen der deutschen und der lateinischen Waisenanstalt gemeinsam begangen wurde. Es ist dies der auf den 30. November fallende Andreasstag. Ein im Jahre 1712 zu Leipzig gestorbener Kommerzienrat Andreas Rosenberg hatte dem Waisenhause ein Kapital von 2000 Thalern mit der Bestimmung vermacht, daß an seinem Namenstage von den Zinsen Zöglinge, die sich durch Fleiß und gute Führung hervor-

gethan hätten, neu bekleidet werden sollten. An Stelle dieser nicht mehr zeitgemäßen Verwendung der Zinsen dieser Stiftung ist dann später die sinntsprechende Beschenkung mit Bücherprämien getreten. Auch hatte dieser Wohlthäter angeordnet, daß an dem erwähnten Gedenktage sämtliche Waisenzöglinge sich versammeln, gemeinsam ein Sterbe- und ein Lob- und Danklied singen sollten, und daß einer derselben, „falls er dazu kapabel wäre, eine orationem in deutscher Sprache halten sollte.“ Genau im Sinne dieser Bestimmungen wurde denn auch damals der Andreastag alljährlich gefeiert.

\* \* \*

Vier Jahre war ich Zögling der Waisenanstalt niederer Ordnung gewesen, hatte die Leiden und Freuden dieser Stellung gründlich gekostet, war dabei bis zur ersten Klasse aufgerückt, hatte in den letzten Semestern Seniorenstellung eingenommen und erfreute mich des Wohlwollens meiner Vorgesetzten. Dann ging mein lange gehegter, sehnächtiger Wunsch, über das vierzehnte Lebensalter hinaus in der Anstalt bleiben zu dürfen und unter die Schüler der lateinischen Hauptschule versetzt zu werden, in Erfüllung. Vorher fand im September 1845 meine Konfirmation in der Glauchaischen Kirche statt. Außer mir wurde zu demselben Termin nur noch einem meiner Mitzöglinge, der ebenfalls die erste Klasse der deutschen Schule erreicht hatte, aber ein Jahr jünger als ich war, diese Auszeichnung zu teil. Das Ergebnis unserer Prüfung war, daß wir beide wegen unserer geringen



Kenntnisse im Lateinischen nur für die Aufnahme in Unter-Quinta reif befunden wurden, obgleich wir nach dem sonstigen Stande unserer Kenntnisse den Anspruch auf Einstellung in eine weit höhere Klasse hätten erheben können. Das war nun bei meinem vorgerückten Lebensalter recht niederdrückend, obwohl ich dafür bei dem allgemeinen Stande meiner Bildung die begründete Aussicht auf ein rasches, sicheres Fortkommen in der neuen Schule gewann. Übrigens gelang es damals nur äußerst selten einem von der deutschen Schule übertretenden Schüler, die Aufnahme in eine höhere Klasse als Unter-Quinta zu erreichen.

---

#### IV.

#### Die lateinische Hauptschule.

Die lateinische Hauptschule ist hervorgegangen aus der im Jahre 1808 vollzogenen Vereinigung der schon von Francke gegründeten lateinischen Schule des Waisenhauses mit zwei höheren städtischen Lehranstalten, dem lutherischen und dem reformierten Gymnasium, woraus sich auch der jetzige Name der Anstalt erklärt. Nach mancherlei wechselvollen Schicksalen hat sich diese Anstalt, die lange Zeit hindurch gleich den übrigen Lehranstalten der Franckeschen Stiftungen eine freiere Gestaltung ihrer inneren Einrichtungen bewahrt hatte, besonders unter Ecksteins Leitung den bestehenden staatlichen Bestimmungen genau angepaßt, so daß sie zu der Zeit, als ich dort als Schüler eintrat (1845), in ihrer Lehrverfassung von den anderen preußischen Gymnasien kaum noch eine Abweichung zeigte. Jede der sechs Klassenstufen mit Ausnahme der Prima war in eine obere und eine untere Abteilung gespalten, so daß die Zahl der getrennt unterrichteten Klassen damals 11 betrug. Die Kursusdauer war in Prima zweijährig, in Sekunda anderthalbjährig, auf allen übrigen Klassenstufen, also auch abweichend von der jetzigen Einrichtung in Tertia, einjährig,



so daß die ganze Schule bis zur Abschlußprüfung in  $7\frac{1}{2}$  Jahren durchlaufen werden konnte. Starke Überfüllung einzelner Klassen veranlaßte in den folgenden Jahren nicht nur die Trennung der Prima in eine untere und eine obere Abteilung, sondern auch die Zerlegung einzelner Klassenabteilungen in Parallelcöten. Damit sank auch in den Jahren 1845 bis 1850 die Durchschnittszahl der Schüler in den einzelnen Klassen, die vorher etwa 36 betrug, auf 28 bis 30.

Der gute Ruf, den die Anstalt genoß, eine der tüchtigsten Lehranstalten der Provinz zu sein und besonders in den beiden altklassischen Sprachen zu hervorragenden Leistungen zu führen, gründete sich teilweise auf den Einfluß einer Reihe an ihr beschäftigter vorzüglicher Lehrer, teilweise auf ihre eigenartigen Einrichtungen. Dahin gehört die enge Verbindung der Schule mit dem Internat, die auch dadurch zum Ausdruck kam, daß die Oberaufsicht über das letztere mit dem Amt des jedesmaligen Rektors der lateinischen Hauptschule vereinigt war, und daß die jüngeren Lehrer dieser Anstalt die Überwachung der Hauschüler zu übernehmen hatten. Diese Einrichtung in Verbindung mit der strengen Hausordnung erleichterte es den Lehrern, ihre Schüler genauer kennen zu lernen und sie zu ernster Auffassung ihrer Pflichten zu erziehen. Die Hauschüler, zu denen im weiteren Sinne natürlich auch die Waisenzöglinge zu rechnen sind, bildeten so im allgemeinen einen tüchtigen Stamm von Schülern und waren auch der Zahl nach den Stadtschülern, die dem erziehlischen Einfluß der Schule



ferner standen, damals weit überlegen. Übrigens hat sich dieses Zahlenverhältnis in den folgenden Jahrzehnten wohl nicht zum Vorteil der Schule stark verschoben. Weitere Vorzüge der letzteren bestanden in der größeren Zahl der Klassenabteilungen mit meist halbjährigem Kursus, wodurch eine gewisse Gleichmäßigkeit des Schülermaterials geschaffen, Eifer und frisches Leben angefacht, auch den wegen unzulänglicher Leistungen in einer Klasse Zurückgebliebenen die Möglichkeit geboten wurde, das Versäumte in verhältnismäßig kurzer Zeit nachzuholen.

Zeugnisse wurden nur am Schluß des Semesters ausgegeben, in der Mitte desselben trat dafür ein öffentlicher Censurakt ein, bei welchem die Schüler der einzelnen Klassen im Beisein des Rektors und der übrigen Klassenlehrer einzeln durch den Ordinarius mündlich nach Betragen, Fleiß und Leistungen kurz beurteilt wurden, eine allerdings recht fragwürdige Einrichtung, die dann auch in der Folge aufgegeben worden ist.

Morgengebete wurden klassenweise, zum Teil auch gemeinschaftlich für mehrere nur durch eine Thür von einander getrennte Klassen abgehalten. Eine von den in der Anstalt wohnenden Lehrern einschließlic des Rektors abwechselnd geleitete Wochenschlußandacht fand Sonntags abends auf dem im Schülerhause gelegenen kleinen VersammlungsSaale statt, dessen Wände auch mit den Gedenktafeln der in der Anstalt gestorbenen Schüler geschmückt waren. An dieser Andacht nahmen sämtliche Hauschüler und Waisenzöglinge höherer Ordnung teil. Für dieselben Zöglinge fand Sonntags Vormittag auf



dem großen Versammlungsaaale Gottesdienst statt, den ein theologisch gebildeter Lehrer der Anstalt leitete. Als Organist und Kantor wirkte dabei ein musikkundiger älterer Schüler. Die liturgischen Gesänge wurden unter dessen Leitung von den geübteren Sängern der Schule ausgeführt; bei besonderen Festlichkeiten, Gedenktagen u. übernahm der Musiklehrer der Anstalt die Einübung und Leitung der betreffenden Gesänge.

Zweckmäßig war die Ferienordnung, insofern mit Rücksicht auf die halbjährigen Versetzungen die vierwöchentlichen Hauptferien an das Ende des Sommersemesters gelegt wurden, wodurch einer übermäßigen Kürzung des letzteren vorgebeugt wurde. Außerdem fand der Unterricht, abgesehen von den vierzehntägigen Weihnachtsferien und den etwa gleichlangen Osterferien bis zum Jahre 1847 nur durch achttägige Pfingstferien eine Unterbrechung. An Stelle dieser letzteren traten von da an in der ersten Hälfte des Juli zehntägige Sommerferien. Eine außergewöhnliche Verlängerung erfuhren diese letzteren infolge des heftigen Auftretens der Cholera im Jahre 1849. Obwohl diese Seuche, die damals die Stadt Halle so furchtbar heimsuchte, in den Franckeschen Stiftungen selbst kein Opfer forderte, war doch die dadurch unter den Schülern hervorgerufene Beunruhigung so stark, daß der Unterricht sichtbar litt und deshalb von den Lehrern selbst der Wunsch nach Schluß des Unterrichts geäußert wurde. Auch konnte es nicht verhindert werden, daß schon von Anfang Juni an eine größere Menge von Schülern durch die besorgten Eltern in die Heimat



abberufen wurden. Der wirkliche Schluß der Schule erfolgte denn auch mit höherer Genehmigung am 14. Juni, zu welcher Zeit überhaupt kaum noch die Hälfte der Schüler sich in der Anstalt befand. Bei dem inzwischen erfolgten bedeutenden Nachlassen der Seuche konnte jedoch nach besonderer Benachrichtigung an die Eltern der Unterricht schon am 2. Juli wieder eröffnet werden. Zwar fehlten auch dann noch gegen hundert Zöglinge, doch fanden sich auch diese meist schon nach wenigen Tagen wieder ein.

Die äußere Lage der Lehrer war damals noch eine recht trübe und stand in gar keinem Verhältnisse zu der Bedeutung der Anstalt. Die Gehälter waren kärglich, und unter den älteren, verdienten Lehrern war kein einziger durch den Professortitel ausgezeichnet mit Ausnahme des Zeichenlehrers! Die sieben ältesten Lehrer hießen amtlich „Kollegen“, eine veraltete Bezeichnung, die sich selbstverständlich für die Anrede nicht eignete, weshalb sich auch die Schüler den Lehrern gegenüber der damals bei Lehrern höherer Lehranstalten überhaupt allgemein üblichen Anrede „Herr Doktor“ bedienten, auch wenn der Betreffende diesen Universitätsgrad nicht besaß. Jene älteren Lehrer hatten entweder Dienstwohnung in der Anstalt, oder sie wohnten in der Stadt, waren auch meist verheiratet. Die jüngeren fest angestellten Lehrer hießen Kollaboratoren und hatten neben dem Lehramt zugleich die Verpflichtung, die Hauschüler (Pensionäre und Waisenzüglinge höherer Ordnung) abteilungsweise zu überwachen, zu welchem Zwecke sie unter diesen wohn-



ten und selbstverständlich auch, so lange sie in dieser Stellung waren, unverheiratet bleiben mußten. Zu diesen fest angestellten Lehrern kam dann noch eine größere Reihe von kläglich besoldeten Hilfslehrern.

Was die Wirksamkeit der Lehrer anlangt, so trat zunächst der Einfluß Ecksteins, des damaligen Direktors der Anstalt, in der dort herrschenden straffen Zucht sichtbar hervor. Trotz des Umfanges seiner Berufsgeschäfte als Leiter einer so großen Lehranstalt widmete er auch der Beaufsichtigung der Pensionsanstalt viel Zeit und Mühe, mußte sich über die dort herrschenden Zustände stets auf dem Laufenden zu erhalten und schritt gegen etwa hervortretende Mißstände oder Vergehungen einzelner mit unerbittlicher Strenge ein. In den ersten Jahren seiner Thätigkeit als Oberaufseher der Pensionsanstalt herrschte wegen dieser seiner Strenge, die wohl auch in einzelnen Fällen bei seinem reizbaren Wesen das richtige Maß überschritt, unter den Hauschülern vielfach Verstimmung und selbst Erbitterung gegen ihn, die sich im Winter des Jahres 1846 zu 1847 sogar zu einer wirklichen, weitverzweigten Meuterei steigerte, infolge deren eine Reihe von Primanern und Sekundanern, die dabei die Rolle der Anstifter übernommen hatten, von der Anstalt entfernt werden mußten. Die schwüle Atmosphäre, die infolge dieser Vorgänge über der Anstalt lagerte, hat sich indessen bald wieder zerstreut, und zu der Zeit, als ich in die höheren Klassen aufrückte, war Eckstein namentlich bei seinen eigentlichen Schülern in hohem Grade beliebt. Auch muß ausdrücklich gesagt werden, daß er in seinem



Lehramt gerade durch freundliches, humanes Wesen und durch vornehme Behandlung seiner Schüler, freilich auch verbunden mit einer starken Hinnegung zu Spott und Ironie, das Pflichtgefühl in diesen zu steigern verstand. Seine Unterrichtsweise war klar, anregend und praktisch. Er stellte an seine Schüler zwar strenge, aber niemals zu hohe Anforderungen. Seine Aufgaben für die deutschen Aufsätze z. B. waren im Gegensatz zu der damals beliebten Gewohnheit, übermäßig schwere und dem Gesichtskreise der Schüler fern liegende Themen zu geben, stets sehr angemessen und so gewählt, daß auch der schwache Schüler bei der Lösung nicht zu verzagen brauchte, die meisten Schüler aber mit Lust an die Arbeit gehen konnten.

Der damals weit verbreiteten Gewohnheit des Schnupfens war Eckstein in hohem Maße ergeben. Die Schnupftabaksdose begleitete ihn in seine Unterrichtsstunden und erhielt hier ihren Platz auf dem Katheder. Eckstein pflegte seinen Unterricht so zu erteilen, daß er dabei im Klassenzimmer auf- und abging, indem er hin und wieder an das Katheder herantrat, um einen Blick in das dort niedergelegte Lehrbuch zu thun. Dabei pflegte er dann mit dem Nützlichen das Angenehme zu verbinden, indem er das Auge dem Buche, die rechte Hand aber der Dose zuwandte, um dieser eine erfrischende Priße zu entnehmen, worauf er die Wanderung fortsetzte. Diese Art, den Unterricht zu erteilen, hatte etwas ungemein Behagliches, ohne übrigens dem Ernst der Sache Eintrag zu thun.



Geßtein erteilte damals nur lateinischen und deutschen Unterricht in Prima. In dem ersteren Fache legte er besonderen Wert auf den mündlichen Gebrauch der Sprache. Er selbst sprach das Lateinische ausnehmend fließend und elegant. Seine Erklärung der Schriftsteller, besonders des Horaz war tief eingehend und geistreich. In seinem deutschen Unterricht verzichtete er eher einen Verstoß gegen die logische Richtigkeit als gegen die Schönheit der sprachlichen Form. Gegen vulgäre Ausdrücke und unschöne Bilder machte er mit Entschiedenheit Front, wie er beispielsweise das von einem Primaner gebrauchte Bild „bei der Stange bleiben“ mit der in wegwerfendem Tone gesprochenen Bemerkung: „Nun, wir sind doch hier nicht unter Fuhrleuten!“ zurückwies. Er selbst befelegte sich stets einer sehr gewählten, fast zu gezierten Sprache, die durch sein schönes Organ und seine Kunst gut vorzutragen noch gehoben wurde.

Geßtein war ein begabter Redner. Indessen erreichte er nach meinen Erinnerungen mit seinen kürzeren, vor dem kleineren Kreise seiner Schüler frei gesprochenen und auf einen ungezwungenen Ton gestimmten Ansprachen meist durchschlagendere Wirkungen als mit seinen vor einer größeren Zuhörerschaft gesprochenen, stets sehr sorgfältig gefeiltten längeren Schulreden, und zwar wohl deshalb, weil er diese letzteren abzulesen pflegte. Allerdings wurde dieser Mangel teilweise wieder ausgeglichen durch die große, das innere Mitempfinden bekundende Wärme seines Vortrags. Er war in hohem Grade Gefühls-mensch und leicht zur Rührung gestimmt. Bei seiner



Gedächtnisrede auf den so früh verstorbenen Direktor H. A. Niemeyer übermannte ihn der Schmerz über den Verlust des teuren Freundes und Mitarbeiters derartig, daß ihm anfänglich die Stimme versagte und er erst allmählich die zur würdigen Erledigung seiner Aufgabe nötige Selbstbeherrschung gewann.

Stilistisch waren Ecksteins Reden Musterleistungen, die in ihnen niedergelegten Gedanken und Ansichten streiften jedoch bei aller Tiefe bisweilen an das Paradoxe. Beispielsweise stellte er einmal, um die ideale Richtung der Schulbildung zu zeichnen, den altbewährten Satz: „Non scholae, sed vitae discimus“ in einer mehr scharfsinnigen als überzeugenden Rede geradezu auf den Kopf.

In welcher Weise Eckstein auf die jüngeren Lehrer, unter denen damals wohl mancher wirkliche Anfänger war, einwirkte, entzieht sich meiner Beurteilung. Daß er deren Unterrichtsstunden öfters besucht habe, ist mir nicht erinnerlich. Übrigens fand auch in den Jahren, in denen ich die lateinische Schule besuchte, eine Besichtigung der Anstalt durch einen höheren Schulbeamten nicht statt. Den älteren, in ihrer Methode befestigten Lehrern ließ Eckstein jedenfalls völlig freie Hand.

Unter diesen trat besonders wirksam Scheuerlein hervor. Er bildete in seiner Lehrweise insofern eine Ergänzung zu Eckstein, als er bei seiner Behandlung der beiden alten Sprachen in den obersten Klassen — anderen Unterricht erteilte er überhaupt nicht — in erster Linie deren logischen Gehalt betonte, wie denn die von ihm verfaßte griechische Grammatik gleich-



sam ein auf philosophischer Grundlage errichtetes Gebäude darstellt, in dem auch die scheinbar unbedeutende sprachliche Erscheinung mit einem großen Aufwand von Scharfsinn auf ihren logischen Wert geprüft und dem Ganzen als organischer Teil eingefügt wird. Die geistvolle Art und Weise, wie Scheuerlein den Lehrstoff behandelte, streifte hin und wieder stark an das Akademische, weshalb er auch die begabteren und vorgeschritteneren Schüler weit mehr anregte und förderte als die schwächeren, die seinen tiefsinnigen Erörterungen oft nicht recht zu folgen vermochten. Hohe Anforderungen stellte er besonders an diejenigen Schüler, die in den lateinischen Disputierstunden den Vortrag hatten. Hier trat auch Scheuerleins bewundernswerte Gewandtheit im Lateinsprechen, seine Schlagfertigkeit und sein feines, kritisches Urteil am glänzendsten hervor. Er war ein Meister in der Disputierkunst, weshalb er auch bei den Doktordisputationen in der Aula der Universität oft unter den Opponenten zu finden war. Durch sein hervorragendes Wissen, durch die gemüthvolle Art seines Verkehrs mit den Schülern, durch seine echt männlichen Charaktereigenschaften, kurz, durch seine gesamte achtungsgebietende Persönlichkeit war Scheuerlein bei seinen Schülern hochangesehen und beliebt. Dabei verstand er, den schweren Ernst seiner Belehrungen durch wohlangebrachte, feine Scherze angenehm zu mildern und nahm es keineswegs übel, wenn das hierdurch bei den Schülern hervorgerufene Lachen das zulässige Maß überschritt. Wurde es ihm zu arg, dann wußte er wohl mit einem kräftigen Handwinken



selbst die heftigsten Lachsalben sofort verstummen zu machen.

Scheuerlein besaß ein stark ausgeprägtes Selbstgefühl, das sich beispielsweise darin äußerte, daß er sich die übliche Anrede; „Herr Doktor“, die sich mancher gleich ihm nicht dazu berechnigte Lehrer *faute de mieux* ruhig gefallen ließ, ernstlich verbat. Er sah auf den Dokortitel ziemlich verächtlich herab; seine Meinung war wohl, daß mancher, der diesen Titel erworben habe, noch lange kein „Scheuerlein“ sei. Mithin mußten wir ihn einfach „Herr Scheuerlein“ anreden.

Einen scharfen Gegensatz zu der Lehrweise Scheuerleins bildete diejenige des damaligen Kollegen Rumpel (später Gymnasial-Direktor in Gütersloh, zuletzt Provinzial-Schulrat in Kassel). Rumpel war ein etwas nüchterner, trockener, aber, was man von Scheuerlein schwerlich sagen kann, in hervorragendem Sinne ein praktischer Lehrer, der es verstand, den Lehrstoff mit Rücksicht auf den unmittelbaren Zweck geschickt zurecht zu legen und auch dem schwächsten Schüler mundrecht zu machen. Man konnte aus dem Unterricht dieses höchst fleißigen und gewissenhaften, wenn auch nicht in besonderem Grade fesselnden Lehrers recht viel lernen. In seinen Händen lag damals hauptsächlich der altsprachliche Unterricht in Ober-Sekunda, zeitweilig auch der deutsche Unterricht in Prima. Was den letzteren anlangt, so verleitete ihn seine aufrichtig fromme Gesinnung zur Überschätzung des poetischen Wertes solcher Dichtwerke, die auf religiöser Grundlage beruhen. Das



geschah besonders bezüglich des damals neu erschienenen romantischen Epos „Amaranth“ von D. von Redwitz. Über die wirklichen oder vermeintlichen Vorzüge dieser Dichtung verbreitete er sich im deutschen Unterricht uns Primanern gegenüber mit ungewöhnlichem Feuer und wurde nicht müde, uns dasselbe zu eingehendem Studium ans Herz zu legen.

Neben den genannten älteren Lehrern darf das damalige älteste Mitglied des Kollegiums, Manitiuss, nicht vergessen werden, der zwar nur in unteren und mittleren Klassen, hier aber trotz seines hohen Lebensalters — er war bei meinem Eintritt in die Anstalt nahezu ein Siebziger — immer noch mit erstaunlicher Frische und namhaften Erfolgen unterrichtete. Er war ein Original, und manche seiner Wunderlichkeiten sind mir im Gedächtnis geblieben. So z. B. wogen bei ihm Interpunktionsfehler mindestens ebenso schwer wie Verstöße gegen die Rechtschreibung und selbst Denkfehler. Für Kommas besaß er geradezu eine schwärmerische Vorliebe. Einmal im deutschen Unterricht in Ober-Quinta las er uns einen Abschnitt aus dem Anfang von Goethes „Wahrheit und Dichtung“ vor und schloß die Lektüre mit dem gewichtvollen Wort: „Schön gesagt! Indessen fehlen leider verschiedene Kommas!“ Und nun bezeichnete er die Stellen, an denen er das hochwichtige Zeichen vermißte, durch dessen Einfügung jener Musterabschnitt nach seiner Meinung erst den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen würde. Es waren dies hier hauptsächlich präpositionale Ausdrücke wie „in der frühesten Zeit der



Jugend“, „aus eigener anschauender Erfahrung“ und Ähnliches. Ein anderes Mal begann er eine Erzählung mit den Worten: „Im Jahre 36 — ich lasse die 18 weg, um Zeit zu ersparen.“ Wenn er auf das Gedächtnis zu sprechen kam, über dessen wunderbare Kraft er sich mit großer Wärme verbreitete, versäumte er nicht, uns die altfränkische Einteilung desselben in Ort-, Wort-, Sach- und Zahlengedächtnis als etwas Hochwichtiges einzuschärfen. Er unternahm gern im Sommer mit einzelnen Klassen Nachmittagsspaziergänge. Nach einem solchen — es war damals, als ich bei ihm in Ober-Quinta deutschen Unterricht genoß — stellte er uns die Schilderung dieses Spazierganges als Aufgabe für den nächsten deutschen Aufsatz. Da kamen denn in mehreren Ausarbeitungen Sätze vor wie der folgende: „Unter der Führung unseres würdigen Herrn Kollegen Manitius wanderten wir“ usw. Daß wir den alten Herrn als „unsern Kollegen“ bezeichneten, blieb von ihm, der auf diesen Titel großen Wert legte, völlig unbeanstandet.

Trotz solcher Wunderlichkeiten besaß aber dieser äußerst eifrige und mit großem, praktischem Geschick unterrichtende Lehrerveteran die Achtung und Liebe seiner Schüler in hohem Grade. Seine ehrwürdige Persönlichkeit, sein vornehmes, gemessenes und doch gemütvoll sich herablassendes Auftreten den Schülern gegenüber hielten auch den rohesten Knaben in Schranken und verhinderten jede offene Äußerung einer Ungebühr gegen ihn.

Besonders anziehend war sein Unterricht in der Religionslehre. Hier erreichte er seine Erfolge nament-



lich dadurch, daß er die religiösen Wahrheiten in ungesuchter Weise unseren Herzen nahe zu bringen verstand, daß er mit seinen gemütvollen, alles rein Verstandesmäßige streng vermeidenden Belehrungen stets an das wirkliche Leben anknüpfte, indem er durch zweckmäßig gewählte, rührende und ergreifende Erzählungen wirklicher Vorkommnisse bewies, wie die religiösen Wahrheiten dem tiefsten Herzensbedürfnis entgegenkommen und ihre Kraft im Einzelleben der Menschen wie in der Geschichte von jeher erprobt haben und immer aufs neue erproben. Auch pflegte er uns zu freiwilliger Lösung die Aufgabe zu stellen, den Inhalt dessen, was er in einer Religionsstunde vorgetragen hatte, schriftlich auszuarbeiten, und hatte eine rührende Freude, wenn er — was oft genug geschah — bei seinem nächstmöglichen Eintritt in die Klasse auf dem Katheder eine Anzahl solcher freiwilligen Ausarbeitungen liegen sah, deren Verfasser dann durch einen freundlichen Blick und ein anerkennendes Wort von ihm sich reichlich belohnt fanden.

Dieser ehrwürdige, verdiente Lehrer starb im Jahre 1848, nachdem er erst kurz zuvor in den Ruhestand getreten war. In dem Programm dieses Jahres hat ihm Eckstein einen warmen Nachruf in Form eines ausführlichen Lebensbildes gewidmet.

Auch unter den jüngeren Lehrern der Anstalt fanden sich damals manche recht tüchtige Kräfte. Erwähnen möchte ich hier nur den Kollaborator Arnold II., der, für das Lehrfach entschieden begabt, einen sehr eindringlichen und erfolgreichen Unterricht erteilte. Namentlich



fand der Anfangsunterricht im Griechischen in Unter-  
Quarta, wo ich sein Schüler war, an ihm einen vorzüg-  
lichen Vertreter. Dabei hatte dieser bei seinen Schülern  
in hohem Ansehen stehende Lehrer das Unglück, auf der  
rechten Körperseite gelähmt zu sein, so daß er merkbar  
hinkte und den rechten, verkrüppelten und deshalb un-  
brauchbaren Arm stets im Rockärmel versteckt trug. Da-  
für waren sein linker Arm und seine linke Hand um so  
gewandter und kräftiger. Mit der letzteren schrieb er  
eine ganz ansehnliche Handschrift, und wer einmal —  
was allerdings selten vorkam — von ihm einen Denk-  
zettel auf die Backe erhielt, konnte von der Kraft seines  
linken Armes ein Lied singen. Dieser tüchtige Lehrer ist  
leider schon 1852 gestorben.

Was die einzelnen Fächer anlangt, so standen die  
Leistungen in den beiden alten Sprachen, die ja auch im  
Lehrplan in jeder Beziehung bevorzugt wurden, natür-  
lich obenan. Dem Lateinsprechen wurde in den oberen  
Klassen ein ganz besonderer Wert beigelegt. Auch auf  
das Auswendiglernen von Musterabschnitten wurde viel  
Zeit und Mühe verwendet. Zu diesem Zwecke waren in  
allen Klassen mit Ausnahme der beiden Anfängerklassen  
besondere Memorierstunden eingerichtet, in denen sich der  
Unterricht darauf beschränkte, daß die einem besonderen  
Lehrbuche (*loci memoriales*) entnommenen Sätze und Ab-  
schnitte erklärt und aufgesagt wurden.

Im Deutschen überragten die Leistungen der Anstalt  
vielleicht das Mittelmaß. Besonderer Nachdruck wurde  
höheren Bestimmungen entsprechend auf die Übung im



freien, mündlichen Vortrag gelegt und diesem deshalb nicht bloß im Unterricht selbst ein breiter Raum gewährt, sondern auch in vierteljährlich einmal wiederkehrenden öffentlichen, sich über das ganze Gebiet des Unterrichts erstreckenden öffentlichen Redeübungen den Schülern namentlich der obersten Klassen Gelegenheit gegeben, Proben ihrer erlangten Redefertigkeit abzulegen. Dabei wurde einzelnen sogar die schwierige Aufgabe gestellt, über ein gegebenes Thema nach kurzer Überlegung aus dem Stegreif zu sprechen.

Einmal wurde ein Primaner — ob mit oder ohne Absicht, kann ich nicht sagen — durch die Zumutung, über das Wörtchen „und“ einen Stegreifvortrag zu halten, in arge Verlegenheit gesetzt. Anfangs fand sich der nicht unbegabte Schüler mit seiner heißen Aufgabe noch ziemlich glatt ab, indem er namentlich den gehäuftsten Gebrauch des unscheinbaren Wörtchens bei den Dichtern erwähnte und in ziemlich treffender Weise die Bedeutung dieser Erscheinung erklärte. Schließlich aber gingen ihm doch die Gedanken aus; er geriet in Verwirrung, stockte und stotterte, wobei er von dem verhängnisvollen, das Thema des Vortrags bildenden Wörtchen immer verschwenderischer Gebrauch machte, bis er endlich mit einem vielsagenden dreimaligen „und — und — und“ zusammenbrach und unter allgemeiner Heiterkeit die Rednerbühne verließ.

Die neuesten Erscheinungen der deutschen Litteratur wurden, soweit sie für die Schule geeignet waren, von manchen Lehrern im Unterricht eingehend verwendet.

Wie dies bezüglich der „Amaranth“ geschah, ist schon oben erwähnt worden. Besonderer Beliebtheit bei Lehrern und Schülern erfreuten sich außerdem Auerbachs Dorfgeschichten, die damals als eine neue Litteraturgattung überhaupt großes Aufsehen erregten. Sie kamen namentlich in Tertia zu Vorträgen in Form einfacher Nacherzählungen zu ausgiebiger Verwendung. In meinem letzten Schuljahre wurden wir auch mit Roquettes eben erschienenen Erstlingswerk „Waldmeisters Brautfahrt“ bekannt gemacht, welches Werk unsere höchste Bewunderung fand, so daß wir die in dasselbe eingestreuten Lieder vielfach auswendig lernten.

Das Französische, worin der Unterricht damals erst in Tertia begann, wurde bei dem Mangel geeigneter Lehrer ziemlich lau und mit geringen Erfolgen betrieben. Mir selbst konnte der Unterricht darin um so weniger Befriedigung gewähren, als ich in dieser Sprache von der Bürgerschule schon nicht unbeträchtliche, mindestens bis zum Eintritt in Ober-Sekunda ausreichende Kenntnisse mitbrachte und nun mit dem Erlernen wieder von vorn anfangen mußte.

Die Leistungen in der Mathematik standen damals etwa auf normaler Höhe, doch war es ein bedenklicher Gebrauch, daß die meisten Oberprimaner, um sich das Bestehen der Reifeprüfung zu sichern, mindestens das letzte Semester vor dieser bei dem Mathematiklehrer Privatunterricht zu nehmen für gut befanden. Unsehtbar war sicherlich auch die Einrichtung, daß der Mathematikunterricht in Unter-Quarta mit der Arithmetik be-



gann, deren abstrakte Gesetze dem Anfänger entschieden größere Schwierigkeiten bereiten als die durch die Anschauung so wesentlich unterstützten geometrischen Lehrsätze und Aufgaben.

Was Erdkunde und Geschichte anlangt, so wurde, wie es ja leider auch heutzutage auf den Gymnasien noch vielfach geschieht, das Altertum der Neuzeit gegenüber allzu stark bevorzugt. In Alt-Griechenland waren wir beispielsweise auch mit den unbedeutendsten, oft nicht einmal durch ein geschichtliches Vorkommnis oder eine sonstige Merkwürdigkeit Beachtung verdienenden Örtlichkeiten genau bekannt, während wir in unserem Vaterlande recht wenig zu Hause waren. In gleicher Weise wußten wir in der Geschichte der alten Griechen und Römer, vielleicht auch auf dem Gebiete des Mittelalters gründlich Bescheid, in der neueren und neuesten Geschichte dagegen gab es Gebiete, die für uns ein Buch mit sieben Siegeln waren.

Dem Turnen lagen die meisten Schüler mit Eifer und Vorliebe ob, die Gesamtleistungen der Anstalt waren hierin hervorragend. Den Hauschülern war ja auch durch die im Feldgarten gelegene wohleingerichtete Turnanstalt die beste Gelegenheit zu privater Ausbildung gegeben. Leitung und Einrichtung des Turnunterrichts waren vorzüglich.

Der damalige Turnlehrer Dieter, ein im mittleren Lebensalter stehender kleiner Herr mit schwarzem Vollbart und rötlichem Kopfsaar — weshalb wir ihn den roten Dieter nannten — waltete mit Eifer und Ge-



schick seines Amtes. Für sein Alter war er noch recht geschickt und beweglich. Bei der Ausführung der Stücke hielt er namentlich auf Eleganz; häufig, besonders beim Barrenturnen, übernahm er selbst das Vorturnen. Mit der deutschen Sprache stand er auf etwas gespanntem Fuße. „Mit die Strippelhose dürfe Sie nicht turne!“ pflegte er zu eifern, wenn er einen Schüler mit dieser damals beliebten, ihm aber verhassten Gewandung den Turnplatz betreten sah. Er war Junggeselle und wohnte am alten Markt. Eines Morgens zu Anfang des Jahres 1851 fand man ihn tot in seinem Bette; ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein plötzliches Ende bereitet. Bei seinem feierlichen Leichenbegängnis übernahmen Vorturner das Trägeramt.

Jeden Sommer wurde im Feldgarten ein von Freunden der Anstalt vielbesuchtes Schauturnen abgehalten. Auch sonst pflegten Fremde den Turnplatz in unseren Freistunden zu besuchen, was dann den besseren Turnern Veranlassung bot, durch Vorführung ihrer Bravourstücke sich in den Augen der Fremden hervorzuthun. Bei einer solchen Gelegenheit widerfuhr mir einmal ein kleiner Unfall, indem ich bei Ausführung des Knieabschwunges von einem sehr hohen Reck mit meinen weiten Hosen an der wohl schon etwas rissigen Reckstange hängen blieb und so anstatt auf die Füße zu stehen zu kommen, in voller Wucht mit dem Gesicht in den Ries hineinfuhr, wodurch das letztere fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde und mit seinen zahlreichen blutigen Rissen und Punkten einem Notenblatt nicht unähnlich



ausjah. Ein weit schwererer Unfall war mir übrigens schon einmal früher, als ich noch die deutsche Schule besuchte, zugestoßen. Damals suchten wir jüngeren Waisenzöglinge oft Kurzweil in einem recht lustigen, aber etwas waghalsigen Turnspiel, dem sogenannten Kletterhaschen. Es fand am Klettergerüst statt und bestand darin, daß ein Knabe oder auch deren mehrere einen anderen Knaben auf diesem beschränkten, lustigen Raum einzuholen suchten. Da galt es denn für den Verfolgten, mit fagengartiger Geschwindigkeit treppauf, treppab zu laufen, an glatten Stangen emporzuklimmen, auf Querbäumen fortzurutschen und dabei mit scharfem Auge die Bewegungen der Gegner zu verfolgen und seinen Vorteil auszunutzen. Im Eifer des Spieles hatte ich einmal bei einer solchen Gelegenheit, auf dem mittleren Querbaum rückwärts fortrutschend, dessen Länge überschätzt. Die Folge war, daß ich mich plötzlich zwischen Himmel und Erde fühlte, um gleich darauf aus nicht unbeträchtlicher Höhe auf den harten Boden so heftig aufzuschlagen, daß mir der Atem ausging und ich längere Zeit außer stande war, mich wieder zu erheben. Zum Glück hatte ich kein Glied gebrochen, aber monatelang spürte ich die Erschütterung in allen Knochen.

In den ersten Jahren meines Aufenthalts auf der lateinischen Schule pflegten die Vorturner jährlich unter Führung des Turnlehrers eine Turnfahrt zu machen, deren Ziel gewöhnlich Freiburg an der Unstrut, der damalige Ruheitz des alten Turnvaters Jahn, war.

Auch die Gesangübungen erfreuten sich bei den meisten der daran beteiligten Schüler großer Beliebtheit. Die Leistungen in der Gesangkunst waren so weit entwickelt, daß der Gesanglehrer imstande war, mit den geübteren Sängern hin und wieder Konzerte zu veranstalten, in denen auch schwierigere Kompositionen, selbst ganze Oratorien in gelungener Weise zur Aufführung gelangten.

Die politischen Ereignisse des Jahres 1848 konnten natürlich nicht ohne Einfluß auf den Unterricht und das Schulleben bleiben. Namentlich die ersten Nachrichten von dem Aufstande in Paris, dann die Kunde von den blutigen Märztagen in Berlin riefen unter uns eine begreifliche Erregung hervor, die wir natürlich auch in die Lehrstunden auf Kosten der Aufmerksamkeit mitbrachten. Auch kamen die Lehrer, die sich dem mächtigen Einfluß der Tagesereignisse ebensowenig wie wir entziehen konnten, der uns beherrschenden Stimmung häufig dadurch entgegen, daß sie im Unterricht selbst öfters auf das politische Gebiet abschweiften, uns mit den neuesten öffentlichen Vorgängen bekannt machten und uns ein Verständnis dafür zu eröffnen suchten. Daß indessen der stetige Gang des Unterrichts hierdurch stark und nachhaltig geschädigt worden wäre, ist mir nicht erinnerlich. In wie weit jedoch unsere gesamte Denk- und Anschauungsweise und unsere Lebensgewohnheiten durch die damalige politische Bewegung beeinflusst worden sind, darüber werde ich mich in dem folgenden Abschnitt eingehender verbreiten.



Hier möchte ich auch eines mit den politischen Begebenheiten der nächsten Zeit in Zusammenhang stehenden Vorfalls gedenken, der damals bei uns großes Aufsehen hervorrief. Unter den jüngeren Lehrern der lateinischen Hauptschule erfreute sich zu jener Zeit der Hilfslehrer Nasemann besonderer Beliebtheit. Dieser kehrte nach Schluß der Herbstferien des Jahres 1850 nicht in die Anstalt zurück, und sofort verbreitete sich die Nachricht, daß er als Oberjäger in die holsteinische Armee eingetreten sei, und daß er, nachdem man seine Bitte um längeren Urlaub abgeschlagen habe, nunmehr von seiner Stellung als Lehrer zurückgetreten sei und sein Glück in der militärischen Laufbahn zu suchen gedanke. Der kühne Entschluß des jungen Brausekopfs wurde nicht allein in der Anstalt, sondern auch in der Stadt, wo Nasemann eine bekannte und angesehene Persönlichkeit war, lebhaft besprochen. Man lobte den Patriotismus des strebsamen jungen Mannes, aber ruhig denkende Männer fanden seinen Schritt doch etwas übereilt und fürchteten unheilvolle Folgen für ihn. Die weiteren Schicksale Nasemanns beweisen die Berechtigung dieser Befürchtungen. Als nach der damaligen Mobilmachung Preußens gegen Österreich an alle auswärts wohnenden oder dienenden Militärpflichtigen der Befehl erging, bis zum 15. Dezember zu den preußischen Fahnen zurückzukehren, widrigenfalls sie als Deserteure behandelt werden würden, folgte Nasemann diesem Befehle nicht, sondern blieb der freiwillig gewählten, obgleich schon halb für verloren angesehenen Sache treu. Zwar fand er nun noch die sehnlich erwünschte



Gelegenheit, an Gefechten mit Auszeichnung teil zu nehmen, wurde auch bald darauf zum Sekondlieutenant befördert, aber es waltete ein böser Stern über dem Geschick dieses schlachtenfrohen Heißsporns. In der folgenden Neujahrsnacht an der Spitze eines Zuges Jäger mit dänischer Infanterie in ein Refognoscierungsgefecht verwickelt, erhielt er eine so schwere Verwundung am Knie, daß ihm bald darauf das Bein abgenommen werden mußte. Sein Mißgeschick erregte um so größere Teilnahme, als es bekannt wurde, daß er deutlich gesehen hatte, wie der feindliche Offizier auf ihn angelegt, daß er aber trotzdem um seiner Leute willen es verschmäht hatte, Deckung zu suchen. Nun folgte für Rasemann ein langes Krankenlager, dessen körperliche und seelische Schmerzen seine zahlreichen Freunde durch thatkräftige Beweise der Teilnahme zu lindern suchten. Er selbst trug sein herbes Geschick mit Fassung, ja er vermochte sich darüber scherzend zu äußern. In dieser Zeit erschien aus der gewandten Feder seines Freundes, des Buchhändlers und Dichters Schwetfcke, ein offener, an den Dulder gerichteter lateinischer Trostbrief im Druck, worin mit köstlichem Humor der Beweis angetreten wurde, daß ein Einbeiniger besser daran sei als ein Zweibeiniger.

Auch nach seiner endlichen Genesung blieb die Lage des gebannten Krüppels immer noch trübe genug, bis endlich im Juni 1851 auf ein an den König gerichtetes Immediatgesuch ihm Begnadigung und Zusicherung strafloser Rückkehr nach Preußen gewährt wurde. Sein väterlicher Freund H. A. Niemeyer, der in dieser ganzen Zeit ihm mit Rat und That zur Seite gestanden hatte, nahm



sich nun weiter seiner an, ließ ihn nach Halle kommen und gewährte ihm eine Unterkunft in den Räumen des Königl. Pädagogiums, wo Rasemann nunmehr ernstlich seinen Studien oblag. Hier traf ich ihn im März des folgenden Jahres, als ich nach bestandener Reiseprüfung mit einigen anderen Kommilitonen zusammen dem ehemaligen geliebten Lehrer, der jetzt in der Anstalt wie ein Einsiedler lebte, den Abschiedsbesuch machte. Wir fanden Rasemann, der über unsere Aufmerksamkeit sichtbar erfreut war, stark gealtert; er äußerte selbst, daß er in dem einen Jahre um zehn Jahre älter geworden sei. Seine geistige Frische hatte er aber nicht eingebüßt, und seine körperliche Gewandtheit — wir kannten ihn als tüchtigen Turner — bewies er auch als Krüppel dadurch, daß er auf seinem einen Beine — das künstliche Bein hatte er noch nicht ange schnallt — mit erstaunlicher Sicherheit und Schnelligkeit durch das Zimmer chassierte, um uns aus dem Nebenzimmer Cigarren zu holen.

Später hat dem interessanten Manne das Glück wieder gelächelt. Nachdem im Jahre 1854 sein Besuch um Wiederzulassung zum öffentlichen Schuldienste genehmigt worden war, fand er zuerst eine Anstellung als Lehrer am Gymnasium zu Königsberg i. d. N., wurde dann Oberlehrer an der Realschule in den Franckeschen Stiftungen und zuletzt Direktor des neu gegründeten städtischen Gymnasiums zu Halle. Hier ist er im Jahre 1895 gestorben.

Daß auch das Auftreten der Cholera im Jahre 1849 nicht ohne Störung für den Unterricht geblieben ist, wurde bereits oben erwähnt. Bald nach der Rückkehr der Schüler aus den damaligen verlängerten Sommerferien



hatte sich indessen die unter Schülern und Lehrern herrschende Aufregung so weit gelegt, daß, während die Seuche in der Stadt allerdings in sehr beträchtlicher Abminderung immer noch Opfer forderte, in der Anstalt das Fest der hundertjährigen Wiederkehr von Goethes Geburtstag am 28. August fröhlich und sorgenfrei begangen werden konnte. Für die bescheidenen Verhältnisse der Anstalt wurde dieses Fest mit einem ungewöhnlichen Pomp und in großartigem Maßstabe begangen. Die drei Schwesteranstalten, die lateinische Hauptschule, das Königliche Pädagogium und die Realschule (Realgymnasium), vereinigten sich dabei — ein seltenes Schauspiel! — zu gemeinsamer Feier vormittags in dem großen Versammlungs- saale, wo der damalige Oberlehrer am Pädagogium Osterwald eine der Bedeutung des Tages würdige Rede hielt. Nachmittags 5 Uhr fand noch eine besondere Festlichkeit auf dem Saale der deutschen Schulen für die Hauskinder und Waisenzöglinge im Beisein der Lehrer, Freunde und Gönner der Anstalt statt, bei welcher ausschließlich Gedichte und dramatische Szenen von Goethe (u. a. der Prolog zum „Faust“) unter Beteiligung der Schüler sämtlicher Klassen zum Vortrage kamen. Gehoben wurde die Feier durch vom Sängerkhore vorgeführte Kompositionen Goethescher Lieder. Den Schluß des erhabenden und in jeder Beziehung wohl gelungenen Festes machte ein am Abend in dem festlich geschmückten Speisesaale für Lehrer und Schüler gemeinsam veranstaltetes Festmahl, das durch manchen sinnigen Trinkspruch gewürzt wurde.



# V.

## Zustände und Erlebnisse auf der Waisenanstalt höherer Ordnung.

Der Verwandlungsprozeß, durch den ich aus einem Orphanus niederer Ordnung zu einem Orphanus höherer Ordnung, aus einem Deutschen zu einem Lateiner mich entfaltete, ging nicht ohne Schmerzen vor sich, und der Wonnemensch, der mich im Hinblick auf die neue Daseinsform, zu der ich mich aufschwingen sollte, ergriffen hatte, erlitt, als diese wirklich in die Erscheinung trat, eine starke Ernüchterung. Bitter war es schon für den vierzehnjährigen Knaben, daß er, wie oben erzählt, in eine sich wenig über den Anfängerstandpunkt erhebende Klasse gesetzt wurde, bitterer aber war der Umstand, daß derjenige, der zuletzt als Senior eine Art Herrscherstellung unter seinen Gefährten eingenommen hatte, nunmehr wieder der fügsame Sklave älterer Stubengenossen werden sollte. In gewissem Sinne war ich durch meinen Übergang auf die Waisenanstalt höherer Ordnung vom Pferde auf den Esel gekommen, oder vielmehr auf den Hund. Denn das Demütigendste in meiner neuen Stellung war, daß ich, wie alle anderen Schüler niederer Klassen, älteren Stubengenossen gegenüber den „Pudel“ spielen mußten, d. h. zu

allen Arten niederer Dienste verurteilt war. Zwar lautete der bezügliche Gesetzesparagraph: „Gefälligkeiten und Dienstleistungen darf keiner von dem anderen zwangsweise verlangen“, aber selbstverständlich gab es kein Auflehnen gegen den hier wie in anderen Internaten herrschenden Gebrauch, daß die jüngeren Stubengenossen von den älteren für deren persönliche Bequemlichkeit zu allerlei Diensten in Anspruch genommen wurden. Übrigens war auch diese Einrichtung durch das Herkommen in ein genau durchgeführtes System gebracht worden. Alle Schüler von Sexta bis Unter-Quarta einschließlich mußten für die Sekundaner und Primaner zum „Pudel“ bereit sein, während die Tertianer das Recht hatten, einem „Pudel“, der von einem dazu berechtigten Bögling zu einem Geschäftsgange fortgeschickt werden sollte, ihrerseits Aufträge zu gleichzeitiger Besorgung zu erteilen. Insbesondere wurde streng darauf geachtet, daß die Last dieser Verrichtungen auf die einzelnen „Pudel“ möglichst gleichmäßig verteilt wurde. Zu dem Zwecke wurden bei vorkommendem Bedürfnis die gerade auf der Stube anwesenden „Pudel“ vor den Auftraggeber gefordert, um die an dem betreffenden Tage etwa schon von ihnen ausgeführten Geschäftsgänge aufzuzählen, und derjenige, der nachweislich am wenigsten oft hierzu in Anspruch genommen worden war, mußte dann den Auftrag ausführen. Wehe aber demjenigen, der bei solcher Gelegenheit durch eine Täuschung sich dem ihm drohenden Dienste zu entziehen versuchte! Solche Mogelei wurde regelmäßig dadurch bestraft, daß der Sünder auf längere Zeit von der Kon-



kurrenz mit anderen „Pudeln“ ausgeschlossen und durch rücksichtslos auf ihn gehäufte Besorgungen bis zum Umfallen gequält wurde. So waltete hier strenge Gerechtigkeit; auch fand keine Bevorzugung eines einzelnen etwa mit Rücksicht auf höheres Alter statt. Auch ich mußte den auf mich entfallenden Teil der Pudeldienste wie der jüngste Sextaner ohne Murren übernehmen; der einzige Vorzug, den ich genoß, bestand darin, daß man mich mit Rücksicht auf mein vorgerücktes Lebensalter und meine respectable Körperlänge nicht „Pudel“, sondern „Neufundländer“ titulierte. Oft genug seufzte ich unter der Last dieser Sklavendienste, die sich manchmal in den karg bemessenen Freistunden derartig häuften, daß wir kaum Zeit fanden, uns mit uns selbst zu beschäftigen oder das Notwendigste zu unserer eigenen Bequemlichkeit zu thun. Von anderen niederen Verrichtungen abgesehen, waren es namentlich zeitraubende Gänge in die Stadt zu Kaufleuten, Fleischern, Obsthändlern und anderen Geschäftsleuten, bei denen wohl auch gleichzeitig eine größere Menge von Besorgungen für verschiedene Auftraggeber zu erledigen waren, so daß man seine Gedanken scharf zusammenhalten mußte, um nicht noch zu aller Last sich durch mangelhafte Ausführung der Aufträge die Ungnade der Auftraggeber zuzuziehen.

Zu diesen Leiden des Neulings kam anfänglich noch das beengende Gefühl der Vereinsamung. Denn bei der scharfen Trennung, die zwischen deutschen und lateinischen Waisenzöglingen bestand, fand ich bei meinem Übertritt in die Waisenanstalt höherer Ordnung auch unter meinen



jüngeren Stubengenossen keinen näheren Bekannten mit Ausnahme einiger weniger Knaben, die kurz vorher von der deutschen in die lateinische Waisenanstalt versetzt worden waren. Mit großem Bedauern erfüllte es mich, daß ich meinen alten Gönner Eugen hier nicht mehr vorfand; er hatte kurz vorher die Anstalt verlassen. Übrigens fand ich bald unter meinen Altersgenossen wackere Jungen, zu denen ich in ein engeres Verhältnis trat, wurde mehr und mehr in dem neuen Kreise heimisch, und als dann später nach meinem Eintritt in die Ober-Quarta auch der entsetzliche Pudeldienst aufhörte, war ich mit meinem Lohse ganz zufrieden. Auch muß ich sagen, daß wir Jüngeren von den Älteren im ganzen ziemlich rücksichtsvoll behandelt wurden, und daß Ausbrüche von wüstem Pennalismus hier nur selten und fast nur von seiten der Schüler mittlerer Klassen gegen jüngere Knaben stattfanden. Mich selbst schützte vielleicht auch die Rücksicht auf meine „Neufundländernatur“ vor roher Behandlung durch übermütige, rauflustige ältere Genossen.

Unter meinen den höchsten Klassen angehörigen Stubengenossen herrschte ein entschieden anständiger, vornehmer Ton mit einer gewissen Hinneigung zur Schöngesterei, die, vielleicht auch genährt durch lebhaft betriebene Lektüre, sich in ihrem Verkehr unter einander durch häufig angewendete Citate aus Klassikern, geflügelte Worte und Bonmots äußerte. Hin und wieder wurden auch scherzweise Scenen aus Schauspielen und Opern auf den Stuben improvisiert, und zwar ohne allen theatralischen Apparat, aber mit desto theatralischerem Pathos



beim Vortrage. So gelangte z. B. die Wollschluchtszene aus dem Freischütz zu komischer Darstellung durch zwei ältere Zöglinge. Kaspar (ein Sekundaner von kleiner, gedrungenen Gestalt) kommt vom Flur herein. Sein Jagdkostüm besteht in einem engen Rock mit nach außen gefehrtem Futter, hoch aufgekrempelten Hosen und einer alten, grünen Fuhrmannsmütze; ein dicker Knüppel stellt sein Jagdgewehr dar. Er schreit: „Samiel, Samiel, erscheine!“ „Wer ruft?“ klingt es heiser aus der Tiefe eines Kleiderschranks, dessen Thür sich knarrend öffnet, um die bis über die Ohren in ein faltiges Bettuch gehüllte Gestalt Samiels (dargestellt von einem baumlangen Primaner) herauszulassen. Und nun spielt sich das Weitere genau nach dem Text der Oper zwischen den beiden einander in theatralischer Haltung gegenüberstehenden Helden in höchst ergötzlicher Weise ab, während jüngere Zöglinge durch allmählich verstärktes Trommeln auf dem Tische den Donner darstellen und in kreischenden Tönen singen: „Milch des Mondes fiel aufs Kraut! Uhui! usw.“

Die Ausstattung der beiden Stuben, auf denen damals die Zöglinge der lateinischen Waisenanstalt untergebracht waren, unterschied sich sehr wenig von derjenigen der deutschen Waisenanstalt. Da waren dieselben langen Tische und Bänke mit den darunter angebrachten verschließbaren Fächern. Nur die Zahl der Wandschränke war hier etwas größer, und der höher entwickelte Kunstsinne der Bewohner hatte für die Ausschmückung der Wände mit billigen Kupferstichen, Silhouetten u. dgl. gesorgt. Auch befand sich hier ein tafelförmiges Klavier.



Die äußere Lebensweise hatte hier im Gegensatz zu der deutschen Waisenanstalt schon einen Anstrich von Üppigkeit. Die älteren Zöglinge wenigstens begnügten sich gewöhnlich nicht mehr mit dem, was die Anstalt zur leiblichen Pflege bot. Morgens und nach dem Mittagessen Kaffee, abends Thee zu trinken, galt den meisten als unentbehrlicher Genuß. Dabei war man freilich bezüglich der hierzu nötigen Gefäße nicht wählerisch. Über regelrechte Tassen verfügten nur wenige; das Getränk, welches meist auch wohl von recht zweifelhafter Güte war, mündete auch aus einer kaum noch als Tasse erkennbaren Scherbe, nötigenfalls bot auch ein ausgedienter Pomadentopf Ersatz. Einzelne Zöglinge, deren anspruchsvoller Magen die im Speisesaale gebotene minderwertige Mittagskost verschmähte, wußten sich durch ein hinterher selbst bereitetes, meist aus gesottenen Eiern oder gebratener Wurst bestehendes Gericht schadlos zu halten. Auch hier war der bei früherer Gelegenheit erwähnte „Stammis“ ein beliebtes Gericht. Indessen konnten auch hier nur wenige Zöglinge einen größeren Aufwand machen, und zwar nur solche, die neben dem von der Anstalt spärlich bewilligten Taschengelde von wohlhabenderen Verwandten mit Geldbeiträgen unterstützt wurden.

Die Hausordnung war fast dieselbe wie auf der Waisenanstalt niederer Ordnung. Das Aufstehen geschah zu gleicher Zeit hier wie dort. Dagegen durften die älteren Zöglinge der lateinischen Waisenanstalt bis 10 Uhr aufbleiben, und auch diese Zeit wurde oft genug überschritten. Überhaupt genossen die Waisenzöglinge höherer



Ordnung weit größere Freiheiten als diejenigen niederer Ordnung; die strenge Beaussichtigung und namentlich die gefürchtete Musterung durch die Inspektionslehrer fiel hier fort. Diese beschränkten sich im wesentlichen darauf, während der Arbeitsstunden ein oder zweimal einen Rundgang durch die Stuben zu machen. Die eigentliche Erziehung der jüngeren Zöglinge wurde den Seniores überlassen, die es mit dieser Aufgabe um so ernster nahmen, je größere Freiheit und Selbständigkeit ihnen selbst von ihren Vorgesetzten eingeräumt wurde. Wohl mit Absicht sahen deshalb auch diese letzteren bei geringeren Unregelmäßigkeiten oder Verletzungen der Hausordnung seitens der Seniores häufig durch die Finger. Dies geschah z. B. bezüglich des Rauchverbots. Mancher Primaner rauchte selbst während der Arbeitsstunde seine Pfeife, die er natürlich sofort verschwinden ließ, sobald die Thür des Lehrerzimmers sich öffnete. Dem inspizierenden Lehrer konnte es dann schwerlich entgehen, daß dem verbotenen Genuß gehuldigt worden war, aber er pflegte ein Auge zuzudrücken und sich vielleicht damit zu begnügen, im stillen sich ein Urtheil über die meist wohl sehr fragwürdige Güte des gebrauchten Krautes zu bilden. Nur eines Falles erinnere ich mich, wo ein erst kürzlich in das Aufseheramt eingetretener, übrigens sonst sehr beliebter Lehrer anders verfuhr. Als dieser einmal zu ungewöhnlicher Zeit die kleinere Waisenklasse betrat, wo eben Tabak geraucht worden war, forderte er den ältesten der anwesenden Zöglinge auf, ihm den Übelthäter zu nennen, widrigenfalls alle Anwesenden bestraft werden würden.

Schlagfertig erwiderte der Angeredete, der Einheizer Neumann sei soeben mit der brennenden Pfeife durch das Zimmer gegangen. Da lächelte der Lehrer mit arger List, zog ein paarmal den im Zimmer verbreiteten nar- kotischen Duft in die Nase und sprach dann das gewichtige Wort: „Nein, mein Lieber, damit kommen Sie bei mir nicht durch. Ich weiß ja, daß Sie kein edles Blatt rauchen können, aber ich weiß auch, daß Ihr Knafter denn doch noch um einige Grad besser ist als Neumanns entseßliches Kraut, das ich genau kenne und verabscheue. Wenn Sie also wirklich mich täuschen wollen, so kann ich Ihnen nur raten: Lassen Sie sich von Neumann seine Marke und Bezugsquelle namhaft machen und rauchen Sie künftig Einheizertabak!“ Und ohne ein weiteres Wort ging er lachend davon.

Wenn jedoch Primaner und Sekundaner für sich das Privilegium des Rauchens auf den Stuben in Anspruch nahmen, so achteten sie dafür mit um so größerer Strenge darauf, das kein Schüler einer tieferen Klasse sich das Gleiche anmaßte.

Auch die Waisenzöglinge höherer Ordnung waren übrigens weit davon entfernt, Stubenhocker zu sein. Auch hier, wo freilich geistige Überlegenheit weit höher geschätzt wurde als auf der deutschen Waisenanstalt, genossen diejenigen Zöglinge das höchste Ansehen, die neben jenem Vorzug sich zugleich durch körperliche Kraft und Gewandtheit in Verbindung mit echt männlichem Wesen hervor- thaten. Demgemäß bildete auch für diese Zöglinge während der Freistunden der Feldgarten den bevorzugten



Tummelplatz für allerlei Kraftübungen und jugendliche Lustbarkeiten, während diejenigen, die sich bloß ruhig ergehen wollten, die stillen Gänge des baumreichen Waisengartens aufsuchten, wo besonders an warmen Sommerabenden die den höheren Klassen angehörigen Waisenzöglinge mit ihren Klassengefährten von der Pensionsanstalt sich lustwandelnd zusammenfanden.

Auch die Stadt und deren anmutige Umgebung genauer kennen zu lernen, war hier in höherem Maße Antrieb vorhanden und Gelegenheit gegeben. Denn erst mit dem gereifteren Alter pflegt sich das Interesse für die topographische Gestaltung unserer Umgebung und der Sinn für landschaftliche Schönheit einzufinden. Ich erinnere mich noch, daß, als ich noch Zögling der deutschen Waisenanstalt war und der Inspektionslehrer uns einmal auf den Reilischen Berg führte, die meisten von uns dort sich sofort lagerten, ohne dem zu unseren Füßen sich ausbreitenden herrlichen Landschaftsbilde die geringste Beachtung zu schenken, geschweige denn sich darüber bewundernd zu äußern, so daß der Lehrer sich mit den unwilligen Worten an uns wandte: „Aber, Kinder, habt Ihr denn keine Augen? Ist denn der Blick hinunter nach der Saale nicht wundervoll? Und da seht Ihr nicht einmal hin?“ Nun erst thaten wir die Augen auf, um zu bewundern, doch war es bei den meisten von uns ein Bewundern auf Kommando.

Als Angehörigen der lateinischen Waisenanstalt wurde uns der Besuch der Stadt auch in den Wochentagen nicht erschwert; die Erlaubnis dazu war leicht zu



erhalten, in den meisten Fällen wurde sie gar nicht erst nachgesucht, und der „Schnapper“, dessen Kontrolle die die Anstalt verlassenden und die in dieselbe eintretenden Personen unterlagen, hatte keine Ader von einem wüthen den Cerberus. So kam es, daß wir, auch abgesehen von den notgedrungenen „Pudelgängen“, die Stadt zu jeder Tageszeit betraten.

Der Aufenthalt in der Stadt mit ihren engen, gemundenen, schmutzigen, schlecht gepflasterten und schlecht beleuchteten Straßen, mit ihren finsternen, verräucherten Verkaufsläden, unter denen die in übergroßer Zahl vorhandenen Sargmagazine dem Fremden besonders auf fielen, mit dem fast überall verbreiteten, die Brust beklemmenden Geruch der Braunkohle, zu dem sich noch stellenweise der widerliche Duft des Stärkewassers gesellte, bot damals wenig Verlockendes. An Sonntagnachmittagen konnte ein längeres Verweilen im Innern der Stadt geradezu unerträglich werden, da dann zu jenen Widerwärtigkeiten noch das ohrenbetäubende Heulen der überall in Thätigkeit versetzten, oft stark verstimmten Drehorgeln hinzukam, die nach damaliger Polizeiverordnung nur an Sonntagnachmittagen spielen durften. Freilich konnte ein Gang durch die Stadt manchmal auch recht unterhaltend sein, z. B. wenn man einem Aufzuge flotter Studenten in vollem Wids oder einer Gruppe Halloren in ihrer malerischen Tracht begegnete, an welcher die lange, bunte Weste mit den kostbaren, hohen, silbernen Knöpfen, dem Erbstück der Familien, unsere besondere Bewunderung erregten. Die Halloren hatten auch das



Vorrecht, die „vornehmen Leichen“ zu Grabe zu tragen, welches Geschäft sie, angethan mit ihrer Staatskleidung, in selbstbewußter Haltung und in einer eigentümlichen, schwankenden Gangart erledigten, als ob sie die Toten zu ihrem letzten Schlaf einwiegen wollten.

Gab es nun auch in der Stadt manches zu sehen, so fühlten wir uns doch durch deren reizvolle Umgebung weit mehr angezogen und versäumten nicht, bei gegebener Gelegenheit, diese nach allen Seiten hin zu durchstreifen. An schönen Sonntagmorgen machten wir uns auch kein Gewissen daraus, anstatt in die dumpfe Kirche zu gehen, unsere Schritte in die freie Natur zu richten und in Bad Wittenkind oder auf der Nachtigalleninsel dem Gesange der Nachtigallen zu lauschen.

Öffentliche Konzerte zu besuchen, war uns nicht gestattet. Eine Ausnahme machte das alljährlich einmal von der in der Nähe der Anstalt gelegenen Blindenanstalt veranstaltete Konzert, zu dessen Besuch die Erlaubnis ohne Schwierigkeit erteilt wurde. Beiläufig sei erwähnt, daß der damalige Inspektor dieser Anstalt zugleich das Amt des Predigers an der bei Halle gelegenen Provinzial-Irrenanstalt inne hatte und auch eine Nagelfabrik leitete. Der Volkswitz, der diesem vielbeschäftigten Herrn wohl in keiner von seinen drei Thätigkeiten allzuviel zutraute, sagte deshalb von ihm, er sei in einer Person ein blinder Inspektor, ein irrer Prediger und ein vernagelter Fabrikant.

Die Erlaubnis zu einem zeitweiligen Besuch des Stadttheaters, natürlich nur wenn angemessene Stücke zur Aufführung kamen, wurde Primanern und Sekunda-



nern von guter Führung gern erteilt. Die Einlaßkarten hierzu erhielten wir zu billigen Preisen. Auch zu der jährlich einmal mehrere Monate lang im Saal des Gasthofs zum „Kronprinzen“ veranstalteten Gemäldeausstellung erhielten die Schüler höherer Klassen Zutritt. Von der Verwaltung derselben wurden sogar alle Jahre mehrere Dauer=Freikarten der Waisenanstalt zur Verfügung gestellt, die diese dann an die besten Zeichner verteilte. Wer übrigens damals gute Kupfer= und Stahlstiche sehen wollte, pflegte nach dem am Markt der Löwenapotheke gegenüber befindlichen Friese'schen Kunstladen zu gehen. So viel ich mich erinnere, war dieses damals in Halle das einzige Geschäft, das durch reiche, wechselvolle Ausschmückung seiner Schaufenster mit derartigen Kunstblättern Kauflustige anzuziehen suchte. Infolge dessen sah man denn auch die dortigen Schaufenster, namentlich wenn wieder neue Bilder ausgestellt waren, stets von einer Menge Schaulustiger umringt.

Es gab unter uns manchen recht tüchtigen Zeichner; auch das Malen in Öl wurde von einzelnen Zöglingen mit Eifer betrieben. Für Musik war viel Sinn und Verständnis vorhanden. Da waren halberwachsene Zöglinge, die sich im Besitze eines klangvollen Tenors oder Basses befanden und in den Freistunden den Gesang kunstgerecht pflegten. Abends wurden wohl auch auf den Stuben einfache Lieder von einzelnen angestimmt und von dem ganzen dort vereinigten Chor aufgenommen. Klavier zu üben, hatte seine Schwierigkeiten, da für die ganze, wenn auch nicht allzu starke Schar von Klavierspielern



nur ein Instrument vorhanden war; da fiel denn für den einzelnen Zünger der Kunst von der kurzen, zu Übungen verfügbaren Zeit nur ein sehr bescheidenes Teilchen ab. Auch dieses zweckmäßig auszunutzen, wurde wenigstens dem schüchternen Anfänger durch mutwillige Kameraden oft genug verleidet, indem diese sich manchmal in Massen um den Übenden herumdrängten und ihn durch anzügliche Redensarten wie: „Na, 's wird schon werden!“ — „Es fällt kein Meister vom Himmel“ u. a. m. zu stören und zu hänseln begannen. Wenn der Ärmste gar eine bekannte Melodie wie z. B. das beliebte „*Ei du lieber Augustin*“ mühsam herunterstümperte, dann pflegten wohl die Unholde, die Melodie in freischenden Tönen nachäffend oder den Takt auf dem Klavierdeckel hämmern, den Spieler ganz außer Fassung zu bringen, so daß er schließlich verzweifelnd aufsprang und davonlief. Manchem Anfänger wurde durch solche Quälereien die Lust am Klavierspiel für immer verleidet, andere setzten diesen Störungen einen unerschütterlichen passiven Widerstand entgegen und bildeten sich schließlich zu tüchtigen Klavierspielern aus.

Erwähnen möchte ich hier noch, daß unser Instrument von einem Blinden aus der benachbarten Blindenanstalt gestimmt wurde, der, wie alle Blinden, durch ein besonders feines Gehör hierzu sich vorzüglich geeignet erwies. Dieser Blinde war ein leidenschaftlicher Raucher, und man konnte ihn durch Darreichung eines selbst minderwertigen Glimmstengels aufs höchste beglücken. Dann pflegte er nach echter Raucher Art den Duft des in Brand gesetzten Krautes mit wahren Entzücken in die Nase ein-



zuziehen und das glühende Ende der Cigarre dicht vor das erloschene Auge zu halten, das ihm vielleicht zur Steigerung des Genusses noch einen schwachen Schimmer der feurigen Glut wahrzunehmen gestattete. Wir kannten diese Leidenschaft des biedereren Mannes, und gewöhnlich erhielt er denn auch von uns die erwünschte Spende; doch pflegten wir uns den Scherz zu machen, mit der Darreichung derselben eine Weile zu zögern, weil dies regelmäßig zu einer ergötzlichen Scene führte. Kam nämlich der Blinde zum Klavierstimmen zu uns und rauchte zufällig jemand eine Cigarre, so merkte man ihm bald, während er dabei eifrig seines Amtes waltete, eine gewisse Unruhe an. Er wandte den Kopf, lebhaft schnüffelnd wie ein witternder Jagdhund, der Richtung zu, aus der ihm der verlockende Duft zu kommen schien, um endlich in die Worte auszubrechen: „Ah, hier raucht ein Herr eine vortreffliche Cigarre!“ welche Bemerkung von uns mit tiefem Stillschweigen aufgenommen wurde. Nach einer Weile hieß es dann: „Wohl dem, der so gute Cigarren rauchen kann!“ was unsererseits wieder ohne Gegenbemerkung blieb. Nun wurde er immer unruhiger und im Ausdruck seines Wunsches immer deutlicher. Es folgten dann wohl, immer absichtlich von uns mit gleichem Schweigen aufgenommen, weitere schmeichelnde Bemerkungen und Fragen wie z. B.: „Wer mag wohl der Herr sein, der die gute Cigarre raucht?“ — „Ob der gütige Herr wohl noch mehr solcher feiner Cigarren hat?“ blieb auch dann noch sein Verlangen ungestillt, dann platzte er endlich mit der letzten, an Deutlichkeit nichts zu



wünschen übrig lassenden Frage heraus: „Ob wohl der gütige Herr eine Cigarre für den armen Blinden übrig hat?“ Jetzt hatten wir unsern Zweck erreicht, und unter allgemeiner Heiterkeit erfolgte nunmehr die feierliche Übergabe des Glühmstengels, den der beglückte Blinde sofort mit Hochgenuß in Brand steckte.

Den engen Beziehungen, die zwischen der Waisenanstalt und der St. Georgenkirche in der Vorstadt Glaucha bestanden, in der Francke einst als Prediger gewirkt hatte, verdankte wohl ein altherwürdiger, von uns jedoch stets als eine schwere Bürde empfundener Gebrauch seinen Ursprung. Es war dies die den Waisenzöglingen höherer Ordnung auferlegte Mitwirkung bei den jeden Sommer Sonntag abends 6 Uhr in der genannten Kirche abgehaltenen Abendandachten. Zu jeder derselben mußten abwechselnd etwa zehn bis zwölf aus allen Klassen von Sekunda abwärts ausgewählte Zöglinge sich in der Kirche einfinden. Dort erhielten sie ihren Platz auf den halbkreisförmig dicht unter der Kanzel aufgestellten Bänken und mußten auf ein Stichwort von seiten des Predigers nach einander kleinere, ihnen vorher zum Auswendiglernen bezeichnete Abschnitte der Predigt aussagen. Die letztere wurde also bei dieser Gelegenheit der Gemeinde gleichsam eßlöffelweise (durch den Geistlichen) und theelöffelweise (durch dessen jugendliche Gehülfen) eingelesen, was für manche Kirchengänger besonders anziehend sein mochte. Wenigstens machten wir die Wahrnehmung, daß diese Abendstunden immer weit stärker besucht waren als der Frühgottesdienst in derselben Kirche. Für die Ange-



hörigen des benachbarten Hospitals, die zu den genannten Andachten ein starkes Contingent stellten, und die dichtgedrängt ebenfalls im Halbkreise auf den nächsten Bänken hinter uns saßen, mochte unser Erscheinen zu diesen Andachten und unser Eingreifen in die Predigt sogar ein genußreiches Schauspiel bilden. Wären nun diese Abendandachten als freie Katechese eingerichtet gewesen, so hätten sie ihren wahren Zweck sicher weit besser erreicht, uns aber viel überflüssige Mühe und Arbeit erspart. Das Unangenehmste aber war, daß der damalige hochbetagte Geistliche eine entsetzliche, oft nur mit größter Mühe oder gar nicht zu entziffernde Handschrift schrieb. Besonders mißlich gestaltete sich hierdurch die Aufgabe für den Ältesten der zu dem jedesmaligen Kirchgang auserlesenen Schar. Sonntag mittags erhielt er die Predigt. Nun mußte er sich hinsetzen, um aus den wunderlichen Schriftzeichen den Sinn herauszufinden, das Ganze nach angemessenem Verhältnis den Beteiligten zuzuschneiden und jedem sein Pensum auszusprechen, eine Arbeit, die allein schon manchmal mehrere Stunden in Anspruch nahm. Dann kam die weitere Anforderung des Auswendiglernens, wobei für den Ältesten die Aufgabe wiederum insofern schwieriger war, als er großmütig den Löwenanteil zu übernehmen pflegte. Wo blieb da die Sonntagsruhe? Es ist mithin erklärlich und entschuldbar, daß wir diese Einrichtung als eine Widerwärtigkeit empfanden und oft in keineswegs andächtiger Stimmung, wohl aber mit Widerwillen und auch mit Beängstigung den heiligen Raum betraten. Denn wenn wir unser Pensum nicht



sicher aussagen konnten, so erwartete uns bei der regelmäßig hinterher in der Sakristei erfolgenden Kritik harter Tadel von seiten des strengen Geistlichen, der überhaupt nicht verstanden hatte, unsere Zuneigung zu gewinnen.

Einmal — es war gegen Ende September und gerade Erntedankfest — war mir als Ältesten der Abendstundengänger die oben beschriebene Aufgabe zugefallen. Willig, obgleich seufzend ging ich an die unangenehme Arbeit. Nun hatte aber der Herr Superintendent die Predigt für diesen Tag besonders undeutlich geschrieben; die Schriftzüge waren so verzerrt, daß ich beim besten Willen gerade den Anfang des uns zugeschriebenen Predigtabschnitts, der also mein eigenes Pensum bildete, nicht zu entziffern vermochte. In halber Verzweiflung begab ich mich nach längeren fruchtlosen Versuchen zu dem gerade anwesenden Inspektionslehrer, um ihm meine Not zu klagen. Dieser sah sich das Schriftstück eine Weile aufmerksam an, schüttelte dann den Kopf und sagte endlich: „Ja, mein Lieber, da kann ich Ihnen nicht helfen. Das sind ja wahre Hieroglyphen; die mag der Kuckuck lesen!“

„Was soll ich dann aber thun?“ fragte ich mit Beklemmung.

Der Angeredete hob die Schultern und meinte mit einem sichtbaren Anflug von Spott:

„Ja, wenn Sie den Text durchaus nicht entziffern können, dann müssen Ihnen natürlich auch die jedenfalls höchst tiefsinnigen Gedanken, die sich hinter diesen Hieroglyphen verbergen, ein Geheimnis bleiben! Wirklich recht schade! Aber vielleicht hilft Ihnen Ihr Ahnungsvermögen!“



Im übrigen ist manchmal, wie Sie wissen, Schweigen Gold.“

Der mit diesen spöttischen Worten mir gegebenen versteckten Andeutung folgend, beschloß ich — was blieb mir auch weiter übrig? — in der Kirche zu schweigen. Die anderen Beteiligten erhielten ihre Auszüge, die ich, so gut wie möglich, mit mehr oder weniger Erfolg zu entziffern mich bemüht hatte. Zur festgesetzten Stunde standen wir in dem geweihten Raum, ich freilich in keineswegs geweihter Stimmung der Dinge harrend, die da kommen sollten. Nun kam die Predigt, und ich wartete mit Herzklopfen auf mein Stichwort. Jetzt kam es, und der Geistliche blickte dabei nach seiner Gewohnheit erwartungsvoll nach unten. Es erfolgte ein beredtes Schweigen. Der Geistliche stutzte und wurde sichtbar unruhig. Als aber auch nach längerem Warten die Antwort ausblieb, versuchte er durch eine Hilfsfrage nachzu-  
helfen. Diese hatte ich wohl in meiner Erregung gar nicht verstanden, jedenfalls blieb mein Mund auch jetzt geschlossen. Als aber nunmehr von der Kanzel herunter die weitere, in unwilligem Tone gestellte Frage erfolgte: „Nun, in welcher Jahreszeit leben wir denn jetzt?“ da regte sich in mir der Trotz, und ich schwieg jetzt erst recht. Für die anwesende Gemeinde war dieser Vorgang sicher recht peinlich. Einer aber der unmittelbar hinter mir sitzenden Krüppel aus dem Hospital, dem meine Unwissenheit leid zu thun schien, raunte mir wiederholt energisch zu: „Harwest! Harwest!“ Leider gestattete mir meine ingrinnige Stimmung nicht, von der gutgemeinten Ein-



hilfe des freundlichen Hospitaliten Gebrauch zu machen, und die schwierige Frage wurde endlich auf die entsprechende Aufforderung von einem jüngeren Mitschüler beantwortet. Die Abendstunde nahm dann ihren weiteren schleppenden Gang; auch andere Zöglinge brachten ihr Predigtbruchstück nur stockend oder mit Nachhilfe heraus.

Endlich war die Andacht, die für mich keine gewesen war, zu Ende, und wir verfügten uns zur Kritik in die Sakristei. Ich war dabei auf das Schlimmste gefaßt. Die innere Empörung war auch dem Seelenhirten von der Stirn zu lesen, als er jetzt eintrat und mich mit den Worten anherrschte:

„Nun sagen Sie 'mal, mein Freund, was soll das heißen, daß Sie heute beharrlich geschwiegen haben? Wissen Sie auch, daß Sie durch Ihr Verhalten an heiliger Stätte gefrevelt und die Andacht der Gemeinde gestört haben?“

„Entschuldigen Sie, Herr Superintendent, ich habe beim besten Willen Ihre Handschrift nicht lesen können.“

„So — o! Schreibe ich denn Chinesisch?“

„Nein, Herr Superintendent, aber auch Herr X. nannte Ihre Schriftzüge Hieroglyphen.“

„Hm! So! Aha, ich merke! Da scheint es mir denn doch am guten Willen bei Ihnen gefehlt zu haben. Aber angenommen, Sie hätten wirklich meine Schrift nicht lesen können, warum schwiegen Sie denn auf meine einfache Hilfsfrage, die das dümteste Kind beantworten konnte?“

„Eben deshalb, Herr Superintendent, weil die Frage so leicht war, hätten Sie diese vielleicht besser so gleich einem jüngeren Zöglinge vorgelegt!“

„So — o!“ fuhr jetzt der Geistliche wütend heraus. „Also ein ausgesprochener Troß, ein Troß an heiliger Stätte! Das ist ja geradezu empörend!“

Nach diesen Worten wandte er sich an den anwesenden Kirchendiener, der, seines Winkes gewärtig, Zeuge dieses erregten Vorganges gewesen war, und sagte:

„Warten Sie mich nur draußen ab; ich habe noch einen Auftrag für Sie.“

Dieser Auftrag, mußte ich befürchten, sei eine an den Waisenanstaltsinspektor zu richtende Klage über mein Verhalten. Indessen stellte sich später heraus, daß es der Geistliche doch vorgezogen hatte, der Sache keine weiteren Folgen zu geben. Nach einigen weiteren ungnädigen Worten und ernstern Vermahnungen wurden wir entlassen.

Um hier nicht in einem allzu ungünstigen Lichte zu erscheinen, möchte ich der eben geschilderten Scene ein Gegenbild hinzufügen. Wieder einmal war mir die Führerrolle bei der Abendstunde zugefallen. An diesem Tage aber sollte der Herr Superintendent von einem in der Anstalt als Lehrer beschäftigten und in dieser wohnenden jungen Theologen vertreten werden. Zu diesem begab ich mich um die Mittagszeit des betreffenden Sonntags persönlich, um mir die Predigt zu erbitten. Zu meiner Überraschung erhielt ich von dem jungen Geistlichen folgenden Bescheid:



„Die Predigt wollen Sie? Giebt's bei mir nicht. Wozu soll ich Ihnen den Sonntagnachmittag verderben? Ich meine auch, die Kirche ist nicht dazu da, Memorierübungen zu kontrollieren, und darauf läuft es doch schließlich hinaus. Seien Sie und Ihre jungen Freunde nur ganz unbesorgt! Ich werde Ihnen Fragen vorlegen, die Sie, wenn Sie meiner Predigt aufmerksam folgen, wie ich das von Ihnen erwarten darf, ohne Schwierigkeit beantworten werden, und sollte es dabei wirklich nicht recht klappen, so macht das gar nichts aus. Vielleicht haben Sie und die Gemeinde von diesem freieren Verfahren mehr inneren Gewinn, als wenn ich Sie und Ihre jungen Gefährten Bruchstücke der Predigt mechanisch nachplappern ließe.“

Damit wurde ich entlassen, und vergnügt verkündigte ich meiner Gefolgschaft die frohe Mär. Und der wackere Mann sollte sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht haben. An diesem Tage wenigstens brachten wir den besten Willen und wirklich andachtsvolle Stimmung in die Kirche mit, schenkten auch den Worten des Redners die gespannteste Aufmerksamkeit, was übrigens bei der Vortrefflichkeit der Predigt kein Kunststück war. Die an uns dabei gestellten Fragen waren so geschickt gewählt, daß die Antwort in den meisten Fällen glatt erfolgte, und haperte es wirklich einmal oder kam eine ganz falsche Antwort, so wußte der gewandte, nachsichtige Geistliche die Sache in ganz unauffälliger Weise richtig zu stellen. Ob die hinter uns sitzenden Hospitaliten merkten, daß an diesem Abend die Gepflogenheit des gestrengen Herrn

Superintendenten durchbrochen war, weiß ich nicht, eine Gelegenheit zum Vorsagen fanden sie jedenfalls nicht. Die Kritik in der Sakristei fiel sehr günstig für uns aus, wir verließen die Kirche diesmal wirklich erbaut, und der junge Geistliche hatte mit einem Schlage unsere Hochachtung und Zuneigung gewonnen.

Eine andere ältere Einrichtung, die die Waisenanstalt mit der Pensionsanstalt teilte, bestand darin, daß nach dem Muster der Fürstenschulen die Schüler der niederen Klassen bis Tertia einschließlich von den Schülern der höheren Klassen in besonderen Stunden Unterricht in Schulwissenschaften erhielten. Diese Einrichtung wurde „Docierstunde“ genannt. Sie war zwar gesetzlich geordnet und stand unter der Aufsicht der Inspektionslehrer, doch pflegten diese die Ausführung ganz dem freien Ermessen der Senioren zu überlassen, die dabei wieder die Wünsche der einzelnen zur Unterrichtserteilung verpflichteten Zöglinge bezüglich der Wahl des Faches und selbst bezüglich der Zahl und Persönlichkeit der Schüler berücksichtigten. Gewöhnlich wurden hierbei Gruppen von zwei bis drei Schülern gebildet. Manche der jugendlichen Lehrer nahmen ihre Aufgabe völlig ernst und vermochten, namentlich wenn ihr Eifer in natürlichem Lehrgeschick genügend Unterstützung fand, ihren jungen Kameraden immerhin eine beachtungswerte wissenschaftliche Förderung angebreiten zu lassen, andere dagegen machten sich ihre Aufgabe leicht, verbrachten wohl auch die Zeit geradezu mit Tändeleien.



Einmal war ich als Schüler der Ober=Quarta mit zwei anderen Klassengefährten einem etwas schönggeistig veranlagten Ober=Sekundaner als Schüler zugewiesen. Dieser stellte uns einmal für die folgende Lehrstunde die Aufgabe, eine kleine Geschichte, die er uns vorerzählte, in Versen auszuarbeiten. Es war die folgende wunder=ame Geschichte vom „Gummimann“.

Ein Handelsmann, der in Gummivarren „machte“, hatte im dritten Stock eines Wiener Gasthofs Wohnung genommen und dort seine Vorräte aufgestellt, als in einer Nacht in diesem Hause Feuer ausbrach, welches so schnell um sich griff, daß der Mann im dritten Stock rettungs=los verloren schien. Da half sich dieser durch einen klugen Einfall aus der Not. Er legte nämlich von seinen aus Gummi gefertigten Röcken, Westen, Hosen und Schuhen so viele übereinander an, als dies in der Zeitbedrängnis möglich war. In dieser sonderbaren Toilette, die ihm das Aussehen einer unförmlichen, schwarzen Kugel gab, und die ihm kaum aufrecht zu stehen gestattete, wälzte er sich mühsam an das Fenster und stürzte sich auf die Straße. Die Elastik des Stoffes, aus dem sein Anzug bestand, bewirkte, daß er mit heilen Gliedmaßen unten ankam, hatte aber auch die weitere Wirkung, daß er unmittelbar nach Berührung des Bodens wieder hoch emporschnellte, abermals niederfiel, wieder emporstieg und so fort in immervährender Dauer. Noch bis zum heutigen Tage soll dieses seltsame Schauspiel des hüpfenden Gummimanns zu sehen sein. Dieser Wundergeschichte, die vielleicht ein Gummivarrenhaus als Reklameartikel damals



in die Zeitungen gebracht hatte, ein dichterisches Kleid zu geben, hatte für mich einen gewissen Reiz, und ich war so glücklich, in der folgenden Docierstunde meinem Lehrer das fertige Gedicht, dessen Ausarbeitung mir freilich viel Kopfszerbrechen gemacht hatte, vorlegen zu können. Meinen beiden Gefährten war das Versemachen zu sauer angekommen; sie hatten den Versuch, den Gummimann gebühlich zu besingen, bald wieder aufgegeben, und so hatte ich, wie mein Lehrer lobend meinte, den Obergvogel abgeschossen. Er gab mir auch Ratschläge, wie einzelne holprige Verse noch zu verbessern wären, war aber sonst mit meiner Leistung wohl zufrieden und erklärte namentlich die folgenden zwei in dem Gedichte vorkommenden Zeilen:

„Und als das Volk den schwarzen Becken  
Sieht fliegen, schreit es laut vor Schrecken“

als höchst gelungen.

Das Leben in der Anstalt mit seinen mannigfachen Pflichten und Zerstreuungen, seinen Leiden und Freuden nahm uns derartig in Anspruch, daß wir nach dem, was außerhalb unserer kleinen Welt lag, wenig fragten. Selbst die Stadt blieb uns trotz des gelegentlich mit ihr gepflogenen Verkehrs im ganzen ziemlich fremd, wenn auch selbstverständlich alles Merkwürdige, was dort vorkam, soweit wir davon Kenntnis gewannen, unsere Teilnahme erweckte. Bei Feuersbrünsten z. B. pflegten die älteren Schüler der Anstalt es als Ehrenpflicht anzusehen, an der Lösch- und Rettungsarbeit sich thatkräftig zu beteiligen. Was aber draußen in der großen, weiten Welt



vorging, darum kümmerten wir uns blutwenig. Von einem regelmäßigen Zeitungslesen war bei uns keine Rede; nur selten verirrte sich ein Zeitungsblatt in unsere abgeschlossene Welt. Für Politik fehlte selbst den älteren Zöglingen Sinn und Verständnis. Das lag wohl auch daran, daß in jener Zeit bis zum Jahre 1848 im staatlichen Leben der Völker eine gewisse Ede und Stille herrschte; es fehlte an solchen großen politischen Regungen und Bewegungen, die auch die Jugend nicht gleichgültig lassen, wie namentlich Völkerstreit und Krieg. Die politische Bewegung des Jahres 1848 änderte dies mit einem Schlage; sie riß auch uns mächtig in ihren Strudel hinein, brachte in unserer Anschauungsweise einen gewaltigen Umschwung hervor und gab unserem Denken und Empfinden in hohem Grade die Richtung auf das öffentliche Gebiet.

Das letztere war allerdings teilweise schon durch einzelne Vorgänge des Jahres 1847 geschehen, welches in gewissem Sinne für uns als ein Vorspiel des Jahres 1848 gelten konnte. Die Nachrichten von den durch Mißwachs und Teuerung hervorgerufenen, über weite Kreise des Vaterlandes verbreiteten Notständen und Unruhen hatten unsere tiefste Teilnahme erregt. Daß der friedliche Mensch, durch bittere Not, durch wirklichen oder vermeintlichen Druck aufgestachelt, den gesetzlichen Boden verläßt und, sich mit Leidensgefährten zusammenrottend, zur Selbsthilfe greift, war eine Erfahrung, die wir damals aus den in unserer nächsten Nähe sich abspielenden Vorgängen schöpfen konnten. Kam es doch in jenem Jahre wie in anderen Städten so auch in Halle zu Gewaltthatigkeiten,



Bedrohung der Kornböden und Plünderung der Bäckerläden durch aufgeregte Massen hungernder Proletarier. Und um die dadurch in uns hervorgerufenen Eindrücke noch zu vertiefen, erzählte uns damals unser Religionslehrer, der ehrwürdige Manitius, von ähnlichen durch Hungersnot hervorgerufenen Ausschreitungen früherer Zeiten, entrollte uns ergreifende Bilder von dem Elend der untersten Volksklassen und zeigte uns, wie der vom Hunger gepeinigter Mensch zum wilden Tier werden kann. Unter anderem erzählte er uns, wie bei einer Hungersnot Scharen armen Volkes unter Vorführung einer Fahne, auf der die Worte zu lesen waren: „Brot oder Tod!“ die Straßen der Stadt durchzogen und Eigentum und Leben ihrer begüterten Mitbürger schwer bedrohten.

Und nun kam das tolle Jahr 1848 mit seinen Zrrungen und Wirrungen, die auf unseren unreifen Geist um so mächtiger einwirkten, je plötzlicher die neue Bewegung auf uns hereinbrach. Denn die dieser vorausgegangene Gärung, die mancherlei Vorboten der gewaltigen Erschütterungen, die jenes merkwürdige Jahr brachte, waren uns völlig verborgen geblieben. Noch erinnere ich mich des mächtigen Eindrucks, den die ersten Nachrichten von der politischen Umwälzung in Frankreich auf uns machten. Die Kunde hiervon entnahmen wir einem offenen Zettel, den ein Mitschüler im Auftrage eines Lehrers unseren beiden Inspektionslehrern überbringen sollte, und auf welchem nur die Worte standen: „Ludwig Philipp ist entflohen; in Frankreich ist die Republik proklamiert!“



Bald folgten Einzelheiten über die wüsten Vorgänge in Paris; wir hörten von blutigen Straßenkämpfen, von Barrikadenbau, von Greueln aller Art. Was uns dabei besonders aufregte, war der Umstand, daß auch junge, halberwachsene Bursche, Wunden suchend, todesmütig sich an jenen Straßenkämpfen beteiligt haben sollten. Dann kamen die ereignissschweren Märztage und der durch ein beklagenswertes Mißverständnis herbeigeführte blutige Straßenkampf in Berlin. Ein damals viel gelesenes Blatt, der „Beobachter an der Spree“, das sich auch gelegentlich zu uns verirrte, brachte noch wochenlang nach jenem unheilvollen Kampfe in seinen Spalten Verzeichnisse von Bürgern, die nachträglich an ihren damals empfangenen Schußwunden gestorben waren. Ein Stück schmalen schwarz-rot-goldenen Bandes, wie sie der unglückliche König bei seinem damaligen demütigenden Anzuge durch Berlin massenhaft verteilt hatte, war in meine Hände gelangt; ich habe es stets mit ehrfürchtiger Scheu betrachtet, wie denn überhaupt dieser milde, geist- und gemüthvolle, durch die Stürme der Zeit so schwer erschütterte Monarch für mich stets ein Gegenstand rührender Theilnahme war. Ich hatte auch einmal Gelegenheit, in jener ernsten Zeit den König bei einer gelegentlichen Durchfahrt durch Halle am Bahnhofe zu sehen, und es gab mir einen Stich durchs Herz, zu beobachten, wie der in schlichtes Civil gekleidete Fürst vom Fenster des langsam durch die Station fahrenden Eisenbahnwagens die keineswegs sehr begeisterten Grüße der an der Bahn versammelten Menge, unter welcher sich viele trotzige Ge-



sichter befanden, durch ununterbrochenes, tiefes Huta-  
abnehmen fast zu demüthig erwiderte.

Trotz solcher Regungen ehrlicher, königstreuer Gesinnung, die ich mit vielen meiner Kameraden theilte, konnten wir es doch nicht hindern, daß uns die damalige wilde demokratische Brandung mit fortriß, zum wenigsten bewirkte unsere vollständige politische Unreife bei uns vielfach ein willenloses Hin- und Herschwanzen zwischen entgegengesetzten politischen Anschauungen. Jedenfalls aber waren wir alle plötzlich zu politischen Köpfen ausgewachsen, und die frühere Gleichgültigkeit gegenüber den öffentlichen Angelegenheiten war nunmehr in das Gegenteil verkehrt. Wir wateten förmlich in Politik, warfen mit Schlagwörtern wie Volkssouveränität, Versammlungsrecht, Pressfreiheit — ein bis dahin uns ganz unverständliches Wort — und ähnlichen zeitgemäßen Kraftausdrücken um uns und kammegießerten mit bis dahin auf der Waisenanstalt ganz unerhörten kühnen und überschwänglichen Redensarten darauf los, wobei sich auch bei uns das oft gebrauchte Wort: „Die Politik verdirbt den Charakter“ bewahrheitete. Denn es kam bei solchem thörichten Zungendrehsen auch manchmal zu recht häßlichen Szenen, indem selbst friedlich gesinnte und ruhig denkende Zöglinge sich bei der Darlegung ihres gegensätzlichen politischen Standpunktes furchtbar erhitzten. Ja, das Gezänk, bei dem ein jeder recht behalten wollte, artete in einzelnen Fällen genau wie bei mancher damaligen Volksversammlung in eine Prügelei aus. Selbst lange bestandene Freundschaftsbündnisse kamen durch die leidige Politik zum Bruch.



Die meisten von uns hatten von Anfang der Bewegung an die deutsche Kokarde angelegt, was von den Lehrern, die vielfach das Gleiche thaten, unbeanstandet blieb. War doch auch unter dem Wust neuer, unverstandener Ideen, die damals auf uns einströmten, die Begeisterung für die politische Einigung des gemeinsamen deutschen Vaterlandes so ziemlich die einzige gesunde Regung, für die wir Verständnis besaßen. Als aber die schwarz-rot-goldene Kokarde mehr und mehr als Kennzeichen demokratischer Gesinnung angesehen wurde, vertauschten manche von uns dieses Abzeichen mit der preussischen Kokarde, und damit vollzog sich allmählich die Scheidung zwischen den beiden politischen Extremen, was zur Förderung oder Wiederherstellung unseres friedlichen Zusammenlebens keineswegs beitrug. Erwähnen will ich an dieser Stelle auch, daß die aus den ehemaligen polnischen Landesteilen stammenden Zöglinge nicht verfehlten, durch Anlegung der weiß-roten Kokarde ihre Sympathieen mit den Bestrebungen ihrer heißblütigen Stammesbrüder zur Wiederherstellung eines selbständigen Polenstaates zu erkennen zu geben.

Für das engere Leben in der Anstalt zeitigte die politische Strömung jener Zeit noch eine besondere Erscheinung; es bemächtigte sich nämlich unser eine wahre Vereinswut. Die vielen Berichte von Volksversammlungen, Wahlversammlungen, politischen Klubs, Parlamentsverhandlungen u. dgl. drängten die jungen Köpfe mächtig zur Nachäffung. Nicht nur traten die politischen Gesinnungsgegnossen zu freien Vereinigungen zusammen,



sondern es kam auch zur Bildung geschlossener, bestimmter Zwecke verfolgender und nach festen Statuten geregelter Vereine.

Da gab es zunächst Redevereine, die sich meist aus Schülern derselben Klasse bildeten und nur eine beschränkte Zahl von Mitgliedern zuließen, bei deren Auswahl politische Gesinnungsgleichheit nicht gerade gefordert wurde. Diese Vereine hielten ihre Sitzungen in Klassenlokalen der lateinischen Schule ab, und es wurde da über mancherlei Gegenstände, die nicht ausschließlich das politische Gebiet berührten, sondern z. B. auch der Geschichte entnommen waren, lebhaft geredet und debattiert. Von Überschwänglichkeiten hielten sich diese Vereine ziemlich fern, obwohl einzelne dort verhandelte Fragen wie z. B. der damals vielfach verfochtene Satz: „Die Republik ist die beste Staatsform, aber das deutsche Volk ist hierzu noch nicht reif“ zu erregteren Debatten Veranlassung geben mochten. Im allgemeinen jedoch schufen diese Vereine Gutes, nicht bloß weil die Pflege der Redekunst ihr eigentlicher Zweck war, sondern auch weil sie zum Privatfleiß anregten und überhaupt geistiges Leben förderten.

Ganz anderer Art war der in derselben Zeit gegründete Turnverein. Schon durch seine stattliche Mitgliederzahl — es gehörten ihm auch viele Zöglinge der Pensionsanstalt an — unterschied er sich bedeutend von den Redevereinen, noch mehr aber dadurch, daß seine ursprüngliche Bestimmung gemeinsamer Pflege turnerischer Übungen und echten Turnergeistes durch starkes Hineinziehen politischer Meinungskämpfe und selbst demo-



kratischer Tendenzen überwuchert wurde. In Wahrheit hätte dieser Verein die löbliche Turnerei, die sich erst seit kurzem von dem Verdachte engen Zusammenhanges mit demagogischen Bestrebungen freigemacht hatte, arg in Verruf bringen können. Legte doch das Gebaren dieses Vereins den Gedanken nahe, daß gerade die Übung dieser edlen Kunst bei der unverständigen Jugend ein gefährliches Übermaß von Kraftgefühl und Freiheitsdrang erzeuge, das in Zeiten politischer Gärung zu umstürzlerischen Bestrebungen geneigt mache. Schon in der ersten Versammlung kam es zu einem heftigen Meinungsaustausch zwischen den aus Primanern bestehenden Führern der gemäßigten und denjenigen der radikalen Partei. Diese letzteren gefielen sich schon damals in der Rolle von Demagogen und suchten den Verein ganz unter ihren Einfluß zu bringen. Um über eine möglichst starke Gefolgschaft zu verfügen, forderten sie ein möglichst freies Wahlverfahren und brachten im Gegensatz zu den Gemäßigten, die dem Verein einen exklusiven Charakter wahren und deshalb nur Primaner und Sekundaner in denselben aufgenommen wissen wollten, einen Antrag durch, daß auch Tertianer als Mitglieder wählbar sein sollten. Demselben Zweck diente auch wohl der gleichfalls von dieser Partei eingebrachte und durchgedrückte Antrag, daß alle Mitglieder sich unter einander mit „du“ anreden sollten.

Unter solchen Umständen mußte der ganz unter dem Zeichen der Zeit stehende Verein, der schließlich dem Geispött verfiel, seinen Zweck verfehlen. Geturnt und ge-



jungen wurde bei den im Turnsaal abgehaltenen Sitzungen meist sehr wenig, desto häufiger schmetterten von der Rednerbühne leidenschaftliche Reden und Gegenreden über Dinge, die von der friedlichen Turnarbeit bisweilen himmelweit entfernt waren, und bei denen der anfänglich noch gewahrte sachliche Charakter mehr und mehr in das persönliche Gebiet hinüberspielte. Schließlich trat der Verein ganz unter den Einfluß der radikalen Elemente; die Gemäßigteren zogen sich mehr und mehr zurück. Eckstein, der anfänglich den Verein mit großen Erwartungen begrüßt und bestätigt hatte, forderte nunmehr dessen Auflösung, die denn auch, nachdem der Verein nur etwa sechs Monate sein Dasein gefristet hatte, vollzogen wurde. Noch in der letzten Sitzung kam es zu einem häßlichen Streit über die Verwendung der angesammelten Beiträge. Ein Teil der Mitglieder wollte diese dem Rektor der lateinischen Schule zu beliebiger Verwendung zur Verfügung stellen, andere wollten das Geld für das im nächsten Jahre zu feiernde Goethefest aufgespart wissen, noch andere beantragten, es zum Besten der noch vorhandenen Mitglieder zu verjubeln. Welche Verwendung das Geld schließlich gefunden hat, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Völlig harmloser Art war dagegen der gleichfalls in jener erregten Zeit gegründete Männergesangverein. Ihm gehörten nur gesangskundige Schüler der obersten Klassen an, und zwar rekrutierte er sich ebenfalls nicht nur aus Waisenzöglingen, sondern auch aus Pensionären. Ein hierzu besonders befähigter Primaner übernahm die technische Leitung. Dieser Verein, der seine



Übungen im Singesaal der lateinischen Schule, an schönen Sommerabenden aber im Waisengarten abhielt, widmete sich ausschließlich der Pflege des einfachen Volksliedes und erfüllte seinen Zweck vollkommen. Es ging in ihm höchst friedlich zu; von Politik hielt er sich ganz fern. Der Verein stand bei meinem Ausscheiden aus der Anstalt noch in voller Blüte; die in ihm verlebten Stunden rechne ich zu den angenehmsten, deren ich mich aus dieser Zeit erinnere.

Das in uns durch die Ereignisse des Jahres 1848 erweckte Interesse an öffentlichen Angelegenheiten äußerte sich auch darin, daß das Zeitungslesen nunmehr bei uns nicht mehr zu den Seltenheiten gehörte, wenn auch die Umstände den meisten von uns ein regelmäßiges Halten von Zeitschriften nicht gestatteten. Ein Blatt aber, nämlich der in der demokratischen Luft jener merkwürdigen Zeit emporgeschossene „Kladderadatsch“, kam regelmäßig auf unsere Stuben, wo dieses „Organ von und für Bummeler“, wie sich das Blatt anfangs nannte, stets mit Jubel empfangen wurde und ungeheure Heiterkeit erregte.

Damals tauchte auch der kühne Gedanke auf, eine eigene Waisenzeitung zu gründen und wurde auch von einigen federgewandten Primanern verwirklicht. Dieses nach dem Muster des „Kladderadatsch“ eingerichtete Blatt führte den Titel „Café national“. Es verbreitete sich fast ausschließlich über Vorgänge in der Anstalt und auf den Waisenstuben, brachte auch in Wort und Bild manchmal ziemlich gewagte Scherze und Karikaturen über bekannte Persönlichkeiten. So fand sich



darin einmal ein drolliges Bild des im Anfange dieser Blätter erwähnten, durch seine Vorliebe für den ethischen Dativ bekannten Waisenanstaltsinspektors in der Uniform der Bürgerwehr mit der Unterschrift: „Auch er bewaffnet mer sich fürs Vaterland“. Das Blatt fand vielen Anklang, ist aber nach kaum sechsmonatlichem Bestehen wieder eingegangen. Zwei Jahre später fand es übrigens einen ebenbürtigen Nachfolger. Die neue Waisenzeitung, zu deren Gründern und Mitarbeitern auch ich gehörte, führte den Titel: „Lumpensammler. Organ von und für Waisenkneben“. Auch dieses Blatt hat nur kurze Zeit bestanden, sich aber in derselben die volle Gunst seiner Leser zu erhalten gewußt. Witz und Satire herrschten zwar auch in dieser Zeitung vor, doch waren ihre Spalten auch der Behandlung ernster, das Leben auf der Anstalt betreffender Fragen geöffnet. Ein begabter Primaner versorgte sie mit hübschen, formgewandten Gedichten; auch fand eine von mir verfaßte, unter dem Titel „Die Stößerei“ hier veröffentlichte Lokalposse mit Gesang, in der das in unserer Nachbarschaft wohnende und mit uns auf Kriegsfuß stehende Apothekerpersonal wacker gegeißelt wurde, lebhaften Beifall. Die Illustrationen zu den humoristischen Artikeln entnahmen wir größtenteils den Münchener Bilderbogen, aus denen die entsprechenden Bilder ausgeschnitten und an der betreffenden Stelle des Blattes eingeklebt wurden, wodurch eine um so erheiterndere Wirkung erzielt wurde, als diese ursprünglich anders gemeinten Bildchen manchmal wie die Faust aufs Auge paßten. Doch verfügten wir auch über einen vorzüglichen



Zeichner, der gewöhnlich die letzte Seite des Blattes mit hübschen Illustrationen versah.

Auch in Halle war natürlich in dem Jahre des Freiheitschwindels eine Bürgerwehr errichtet worden, und uns jungem Volk bereitete es ein absonderliches Vergnügen, den gewöhnlich abends stattfindenden Exercierübungen dieser aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzten, den verschiedensten Lebensaltern angehörigen, in ihrer äußeren Erscheinung recht buntschekigen Volkstruppe zuzuschauen. Da gab es außer der zahlreichen, in neun Kompanieen eingetheilten regulären Bürgerwehr, die als Abzeichen dunkelgrüne Mützen mit hellgrünem Sammetstreifen und eine weiße Binde um den linken Arm trug, eine Kompanie Veteranen, ein Corps bewaffneter Halloren, ein Corps Scharfschützen, eine Abteilung meist aus Forstbeamten bestehender Jäger, eine Abteilung Bezittener und eine etwa aus 200 Mann bestehende Studentenwehr. Den Oberbefehl über diese zahlreiche und vielgestaltige Bürgerwehr führte der Oberst a. D. v. Geufau, der es verstand, in diese dem militärischen Drill z. T. fernstehende Masse Ordnung und Zusammenhalt zu bringen und ihr einen Anflug militärischen Geistes einzuhauchen. Trotz mancher komischen Erscheinung unter den Mitgliedern dieser Bürgerwehr sahen doch die meisten unter ihnen ihren Dienst nicht als bloße Soldatenspielerlei an; ihrer Hauptaufgabe, die Ordnung in der Stadt aufrecht zu erhalten, unterzogen sie sich mit Ernst und Eifer, versahen nicht nur den Wachdienst gewissenhaft, sondern leisteten auch bei Ausläufen, Feuersbrünsten usw. gute



Dienste. Monarchische Gesinnung war unter diesen Leuten ohne Zweifel vorherrschend.

Abseits von dieser Hauptmasse der Bürgerwehr stand das Corps der Lanciers, eine meist aus besitz- und arbeitslosen Proletariern bestehende Schar, die sich ausgesprochenermaßen zu den radikalsten Bestrebungen bekannte und schon durch ihre Tracht — blaue Bluse und Heckerhut — ihre revolutionäre Gesinnung verriet. Diese fest und trotzig auftretende Proletarierschar, die sich auch nur widerwillig der Gesamtheit der Bürgerwehr einordnete, war für uns stets ein Gegenstand geheimer Scheu; der böse Ruf, in dem sie stand, veranlaßte uns, ihr möglichst aus dem Wege zu gehen. Und doch hat mich einmal das Schicksal mit diesen wilden Männern eng zusammengeführt.

In einer Nacht geriet ein in der Nähe des Marktes gelegenes Kaufmannshaus in Brand. Die Bürgerwehr übernahm dabei nach Pflicht und Gewohnheit die Aufrechterhaltung der Ordnung, beteiligte sich aber auch, da Halle damals noch einer Berufsfeuerwehr entbehrte, an der Löscharbeit. Auch ich war nach dem damals unter den älteren Waisenzöglingen herrschenden Brauch nach der Brandstätte geeilt, um Hilfe zu leisten, und es war mir geglückt, an einer eben in Thätigkeit gesetzten Spritze Platz zu finden. In meinem Eifer, und geblendet von der grellen Beleuchtung, bemerkte ich erst jetzt, daß außer mir nur Lanciers sich bei dieser Spritze befanden. Zur Ehre dieser gefürchteten Kerle muß ich allerdings sagen, daß sie mit Eifer und Ausdauer der Pumparbeit oblagen,



obgleich dabei aus ihrem Munde manches derbe Wort und mancher wüste Fluch kam. Endlich nach stundenlanger Arbeit waren wir des Feuers Herr geworden, und — ich weiß nicht, wie es geschah — ich wurde mit den Lanciers zusammen in einen vom Feuer verschont gebliebenen Schuppen gedrängt, dessen Thür sich sofort hinter uns schloß. Hier bemerkte ich bei dem Lichte einer matt brennenden Laterne, daß meine Gefährten ein Fäßchen mit Brantwein, welches der dankbare Kaufmann den Rettern gespendet hatte, aufschlugen und den Inhalt, dessen kräftiger Geruch sich sofort in dem öden Raum verbreitete, in ein großes Wasserglas gossen. Und dieses Glas begann nun in dem Kreise der härtigen, wilden Gesellen die Runde zu machen. Jeder nahm einen gewaltigen Schluck, schnell war das Glas geleert und wieder gefüllt, um seine Wanderung von neuem zu beginnen. So gelangte es auch an mich, und mein Nachbar, der es mir zureichte, sagte: „Sauf', Scheeks“, — ein damals in Halle bei niedrigem Volk üblicher Rosenamen — „du hast deine Knochen tüchtig gerührt und kannst einen tüchtigen Guß gebrauchen!“

Nun war ich zwar von der heißen Arbeit erschöpft und einer Erfrischung dringend bedürftig. Ein Glas Wasser wäre mir ein wahres Labfal gewesen, aber vor Brantwein, dessen furchtbare Wirkungen ich gelegentlich an betrunkenen Arbeitern wahrgenommen hatte, empfand ich ein Grauen; ich zögerte also, der rauhen Einladung Folge zu leisten. „Sauf', Scheeks!“ wurde mir jetzt aus einem halben Duzend wetterfester Kehlen entgegengebrüllt,



während die finsternen Gesichter sich mit fast drohendem Ausdruck mir zuwandten. Nun blieb mir nichts übrig, als einen gelinden Zug aus dem Glase zu thun. Aber da hieß es wieder: „Nichts da! Gemogelt wird nicht! Wenn du ein ordentlicher Kerl werden willst, so mußt du den ganzen Rest herunterpuken! Also los! Sei ein Mann!“ Da blieb mir denn kein Ausweg übrig; also goß ich das scharfe Zeug entschlossen hinunter; wie ein Feuerstrom ergoß es sich durch meine Adern. Wenn ich mir nun aber eingebildet hatte, die Feuerprobe bestanden und meinen rohen Genossen genug gethan zu haben, so war dies ein Irrtum. Denn schon begann das wieder aus dem geräumigen Fäßchen gefüllte Glas seinen Rundgang von neuem; schwindelnd sah ich es näher und näher kommen. Ich begriff, daß ich nur durch schleunigen Rückzug mich vor weiteren zudringlichen Anforderungen an meine Trinksähigkeit und damit vor einer sicheren Niederlage retten könnte. Hilflos blickte ich nach der verschlossenen Thür; aber da kam ich schön an. Die wilden Gesellen hatten meinen Blick aufgefangen und brüllten mir jetzt höhnnisch zu: „Aha! Das Bürschchen will auskneifen! Da hilft nichts! Dableiben! Wer mang die Lanciers kommt, muß mit ihnen mitmachen!“ Vergeblich versuchte ich aufzustehen; ich wurde von kräftigen Armen niedergedrückt, und um die Unholde nicht weiter zu reizen, trank ich das inzwischen wieder bis zu mir gelangte Glas abermals mit Todesverachtung leer. „So ist's recht, Scheeks! 's kann noch was aus dir werden!“ hörte ich die übermüthigen Kerle rufen, die nun in ein lautes Gelächter



ausbrachen, immer lustiger wurden und revolutionäre Lieder zu singen begannen.

Inzwischen machten sich die Wirkungen des schweren Getränks bei mir immer mehr geltend. In meinem Kopfe begann ein wildes Hämmern; die rauen Gesichter um mich her schwanften vor meinen verschwommenen Augen hin und her; die Gegenstände in dem düstern Raum nahmen unförmliche Gestalten an; statt des einen Fäßchens erblickte ich deren drei oder vier, und alle begannen einen Tanz vor mir aufzuführen; das Singen und Schwagen meiner Genossen wurde zu einem wüsten, verworrenen Getöse. Ich wünschte mich weit fort aus dieser entsetzlichen Umgebung und hatte doch nicht mehr Willenskraft genug aufzustehen und fortzulaufen. Zum dritten Male kam das furchtbare Glas mit seinem höllischen Inhalt an mich. Jetzt ein willenloses Spielzeug in den Händen dieser rohen Proletarier, mußte ich es dulden, daß mir das Glas zum dritten Male aufgenötigt wurde. Zugleich aber raffte ich den letzten Rest meiner Besinnung und Thatkraft zusammen und erhob mich, um den Ausgang zu erzwingen. Aber ich konnte nicht mehr auf den Beinen stehen und wäre auf den Boden gesunken, wenn nicht ein kräftiger Arm mich gehalten hätte. „Laßt ihn laufen! Er hat genug!“ waren die letzten Worte, die mir aus dem Kreise meiner wilden Zechgenossen noch vernehmlich waren. Dann griffen mich ein paar Kerle unter die Arme und führten den Taumelnden bis zur Thür, und hier endlich wurde ich freigegeben. Wie ich aber in die Waisenanstalt zurück und in das Bett gekommen bin, darüber fehlt mir jede Erinnerung.



Am anderen Tage schleppte ich einen furchtbaren Magenjammer mit in die Klasse, aber die Lehrer, die von meiner nächtlichen Thätigkeit auf der Brandstätte schon gehört hatten, ohne jedoch mit dem damit verknüpften Abenteuer bekannt gemacht worden zu sein, hielten mein verstörtes, angegriffenes Aussehen für die Folge der Übermüdung und ließen mich an diesem Tage rücksichtsvoll in Ruhe.

Auch in Halle führte in dem „tollen“ Jahre der Gegenkampf der herrschenden politischen Meinungen zu ernstern Unruhen. Behaupteten auch die Konstitutionellen in der Stadt entschieden das Übergewicht, so gab es doch auch hier umstürzlerischen Gelüsten huldigende Elemente, die mit großer Nüchrigkeit für ihre Zwecke thätig waren. Als es nun im Herbst des Jahres zum offenen Bruch zwischen der Krone und der Nationalversammlung kam, erhob auch in Halle die Demokratie ihr Haupt kühner. Es kam zu sehr stürmischen Volksversammlungen, und die Aufregung in der Stadt wuchs von Tag zu Tag. Ängstlicher Gemüther bemächtigte sich sogar die Furcht vor der roten Republik, besonders als sich die Kunde verbreitete, daß der Bardenführer Dr. Stockmann mit seinen an der Unstrut gesammelten Freischaren zum Schutze der demokratischen Partei nach Halle im Anmarsch begriffen sei. Gegen ihn zog eine Abtheilung der Bürgerwehr, unter denen auch die wackeren Veteranen aus dem Befreiungskriege sich befanden, kampfesmutig aus. Sie nahmen ihren Weg über den Brandeplatz und wurden bei ihrem Vorbeimarsch am Waisenhause von uns mit Hurra!



begrüßt. Indessen entpuppte sich jene Nachricht als ein leeres Gerücht, und der kriegerische Auszug der biedereren Waffenmänner verandelte sich in einen harmlosen Übungsmarsch. Die Stockmannschen Freischaren aber wurden später von regulären Truppen zersprengt.

Ihren Höhepunkt erreichten die Unruhen in der Stadt am 19. November, einem Sonntag, an welchem eine auf dem Markt abgehaltene aufrührerische Volksversammlung durch die Bürgerwehr gewaltsam gesprengt werden mußte. Ich war Zeuge dieser Scene, da ich mich mit einigen Mitschülern unter die auf dem genannten Platze angesammelte Volksmenge eingedrängt hatte. Eine Schilderung der einzelnen Vorgänge, die sich dabei abspielten, gehört nicht hierher. Erwähnen will ich nur, daß dabei die oben erwähnten Lanciers, deren unfreiwilliger Bechgenosse ich einige Zeit vorher geworden war, sich fest auf die Seite der Aufrührer stellten, ohne Ermächtigung plötzlich auf dem Markte aufmarschierten und hier auf eine Kompanie regulärer Bürgerwehr, die sich ihrem weiteren Vordringen entgegenstellte, eine Salve abgaben, durch die mehrere Verwundungen herbeigeführt wurden. Es war die erste und letzte Waffenthat dieser wilden Proletarier; sie wurden jetzt auf Befehl des Magistrats entwaffnet und für aufgelöst erklärt. Gleichzeitig wurde auch die Verhaftung der bei jenen Ausschreitungen beteiligten Volksführer angeordnet; mehreren von diesen gelang es jedoch, durch die Flucht nach Amerika sich der drohenden Strafe zu entziehen.



Nach diesen Vorgängen begannen die Wogen der politischen Erregung in der Stadt sich allmählich zu glätten, und am Ende des Jahres war äußerlich wenigstens von dem vorausgegangenen Sturm nichts mehr zu spüren, wenn es auch in der Stille noch fortgären mochte. Doch nahm das „tolle“ Jahr von der Stadt nicht Abschied, ohne einen unheimlichen Gast zurückzulassen, der die Bürgerschaft weit furchtbarer heimsuchen sollte, als es der Revolutionsteufel gethau hatte. Im Dezember wurden in der Stadt einzelne Fälle der asiatischen Cholera festgestellt, die während der ersten Monate des folgenden Jahres in beängstigender Weise sich mehrten. Doch hielt sich die Seuche in dieser Zeit noch in mäßigen Grenzen, um dann im folgenden Mai und Juni sich plötzlich zu einer Heftigkeit zu steigern, wie sie kaum in einer andern Stadt Deutschlands, wo dieser böse Gast sich gleichzeitig einfand, erreicht wurde. Den Höhepunkt gewann die Krankheit am 8. Juni, an welchem Tage die Zahl der an ihr Gestorbenen nach amtlicher Feststellung 81 betrug. Von da an begann jedoch die Seuche in ihrem Wüten schnell nachzulassen, hielt sich aber mit einigen Schwankungen noch bis zum Herbst. Am heftigsten trat sie wohl in der Vorstadt Glaucha auf, während die dieser benachbarten Franckeschen Stiftungen von ihr völlig verschont blieben. Die Gesamtzahl der in diesem Jahre der Seuche zum Opfer Gefallenen belief sich auf mehr als 1200, gewiß bei einer Bevölkerung von 32 000 Menschen ein hoher Prozentsatz.

Uns Zöglingen des Waisenhauses war übrigens längere Zeit von dem Wüten der Cholera in der Stadt



nichts bekannt geworden, oder wir hatten den unbestimmten Berichten darüber wenig Beachtung geschenkt. Da trat anfangs Mai ein uns sehr nahe berührender Todesfall ein, den wir anfangs mit der in der Stadt herrschenden Seuche in Verbindung brachten. Mein Signachbar in Ober-Sekunda, welcher Klasse ich damals angehörte, war ein frischer, heiterer, liebenswürdiger und strebsamer Knabe. Er besuchte die Schule als Stadtschüler, Wir hielten gute Nachbarschaft und hatten uns eng an einander angegeschlossen. Am 6. Mai um die Mittagstunde — es war ein Sonntag — traf ich mit ihm zufällig auf dem Marktplatz zusammen. Er hatte trotz des kühlen Wetters leinene Beinkleider angezogen, und ich sah deutlich, daß er fröstelte. Ich machte ihn aufmerksam, daß er besser thäte, sich sofort wärmer anzuziehen. Er versprach auch, dies zu thun, und ging nach Hause. Ich sollte ihn nicht wiedersehen. Am anderen Morgen blieb sein Platz neben mir leer, und bald gelangte an uns die Trauerkunde, daß er in der Nacht an der Cholera plötzlich gestorben sei. Später wurde indeffen als Ursache seines jähen Todes Gehirnkrampf angegeben. Mich besonders hatte dieser Todesfall aufs tiefste erschüttert. Am 9. Mai wurde der liebe Gefährte in Begleitung seiner Mitschüler, die auch das Amt der Träger übernahmen, zur Ruhe bestattet. Der tief gebeugte Vater, ein in der Nähe von Magdeburg wohnender Pastor, hielt dem so früh entragten Sohne die Grabrede.

Die Stadt machte in dieser Zeit einen öden, düstern Eindruck. Viele Einwohner hatten den gefährlichen Boden



verlassen. In den stillen Straßen sah man ängstliche, sorgenvolle und kummervolle Gesichter. Die sonst wohlgefüllten, zahlreichen Sargmagazine waren vollständig geleert, und die Tischler hatten alle Hände voll zu thun, um den ununterbrochen an sie ergehenden Aufträgen zur Lieferung von Särgen zu genügen. Die Halloren, die bisher das Vorrecht gehabt hatten; die „vornehmen Leichen“ zu Grabe zu tragen, mußten zeitweilig dieses traurige, aber einträgliche Geschäft mit anderen teilen. Bei den Leichenbegängnissen ging es ohnehin jetzt meist still und prunklos zu. Die Totenglocke über dem Eingangsportäl zum alten Friedhof, die bis dahin bei jedem Begräbnis getönt hatte, verstummte, um nicht durch ihr ununterbrochenes Läuten die gedrückte Stimmung in der Stadt noch zu vermehren; sie ist auch seitdem, so viel ich weiß, nie wieder geläutet worden. Die Begräbnisse der Armen erfolgten gewöhnlich abends oder in der Nacht, und zwar in einer das Ausstandsgefühl geradezu empörenden Weise. Leute in schmutziger Arbeiterkleidung, oft nur in Hemdärmeln und mit qualmenden Tabakspfeifen im Munde, schleppten die aus rohen Brettern zusammengefügtten Kästen, in denen die der Seuche zum Opfer Gefallenen lagen, im Sturmschritt, oft unter rohen Scherzen und meist ohne Gefolge von Leidtragenden nach dem Friedhof, wo die Ärmsten in einem Massengrabe versenkt wurden. Dieses entsetzliche Schauspiel mit anzusehen, hatten wir auf der Waisenanstalt von unserm hohen Standpunkt aus an späten Abenden oft genug Gelegenheit, da der Weg aus der Vorstadt Glaucha, wo die



Sterblichkeit eine besonders große war, nach dem Friedhof an der Nordseite des Waisenhauses entlang führte.

Es ist schon oben erzählt worden, daß das heftige Wüten der Cholera in der Stadt, obwohl in den Franzesischen Stiftungen selbst kein einziger Krankheitsfall vorkam, dennoch zu einem vorzeitigen Schluß wie aller anderer dortiger Lehranstalten, so auch der lateinischen Schule Veranlassung gab, und daß schon vorher viele Hauschüler, dem besorgten Rufe ihrer Angehörigen folgend, abgereist waren. Von uns Waisenzöglingen verließen jedoch, soweit ich mich erinnere, nur wenige vor dem wirklichen Schulschluß die Anstalt. Mit den Studien sah es freilich in dieser Zeit recht windig aus; die allgemeine Beunruhigung, die durch die häufigen Schreckensnachrichten aus der Stadt und durch eigene gelegentliche Wahrnehmungen des dort herrschenden Elends immer wieder genährt wurde, verhinderte ernstes häusliches Arbeiten, das übrigens von den Lehrern gar nicht mehr verlangt wurde. Wir suchten durch Lektüre und harmlose Zerstreuungen uns über den Ernst der Zeit zu erheben, wobei die im Alter Vorgerückteren unter uns zu der als Schutzmittel gegen Ansteckung damals allgemein empfohlenen und deshalb von den Lehrern nicht mehr beanstandeten Tabakspfeife griffen. Vor dem Genuß von Obst, dessen Preis in diesem Sommer infolge geringer Nachfrage außerordentlich gesunken war, wurden wir dringend gewarnt. Zu völliger Wertlosigkeit waren aber die in jenem Jahre besonders üppig gewachsenen



Gurken gesunken, die niemand essen mochte, da die Meinung verbreitet war, daß ihr Genuß, besonders in der Form von Salat, unfehlbar einen Choleraanfall herbeiführen würde. Im Waisengarten lag dies sonst so beliebte Gewächs Berge hoch aufgehäuft, und der um den erhofften Gewinn betrogene Gärtner lud uns bei unseren Spaziergängen in diesem Garten häufig ein, nach Belieben davon zu nehmen. Jüngere Knaben machten von dieser Erlaubnis ausgiebigen Gebrauch; die längliche Frucht war ihnen ein willkommenes Spielzeug und diente ihnen namentlich als Waffe, mit der sie sich gegenseitig bombardierten.

Endlich nach Beginn der Ferien verließen auch die bisher Zurückgebliebenen die Anstalt; ich reiste als einer der letzten ab.

Im Oktober konnte die Seuche als erloschen angesehen werden, um jedoch im folgenden Jahre noch einmal, obgleich weit gelinder, die Stadt heimzusuchen.

Am 17. Juli 1851 trat bei völlig klarem Wetter in den Nachmittagsstunden eine totale Sonnenfinsternis ein. Da aus dieser Veranlassung an diesem Tage der Nachmittagsunterricht ausfiel, so hatten wir Gelegenheit, dieses seltene Schauspiel von Anfang bis zu Ende mit allen Begleiterscheinungen genau zu beobachten.

Das Ende dieses Jahres brachte schwere Trauer über die Anstalt durch den am 6. Dezember erfolgten Tod des Direktors Niemeyer. Wir Waisenzöglinge und Schüler der lateinischen Schule standen zwar diesem ausgezeichneten Manne ziemlich fern, da er neben seiner



umfassenden Thätigkeit als Leiter der gesamten Stiftungen mit Unterricht nur in dem damals noch als besondere Lehranstalt bestehenden Pädagogium beschäftigt war; was wir jedoch von seinem Wesen und Wirken hörten und sahen, war genug, um uns die höchste Achtung gegen ihn abzunötigen. Nur einmal während meiner Waisenhauseinschlafbahn hatte ich Gelegenheit, Niemeyer in die Angelegenheiten der lateinischen Schule und der Pensionsanstalt gewichtvoll eingreifen zu sehen. Es war im Winter des Jahres 1846 zu 1847, als es galt, den unter den Hauschülern ausgebrochenen meuterischen Geist zu bekämpfen. Der lange vorbereitete Aufruhr kam an einem Sonntagsabend im Speisesaale zum Ausbruch, und da weder der Speisesaal=Inspektor noch der zur Beaufsichtigung anwesende Lehrer die Unruhen zu dämpfen vermochten, erschien auf die Kunde hiervon das Oberhaupt der Anstalt selbst auf dem Plan. Seine machtvolle Persönlichkeit und seine wie Hammerschläge fallenden Bohnenworte, die sich sogar zur Androhung steigerten, weitere Äußerungen der Meuterei durch sofortiges Dezimieren ahnden zu wollen, bewirkten denn auch, daß es sofort in dem Saale still wurde, und diese Wirkung seines persönlichen Eingreifens wurde noch dadurch vervollständigt, daß er als eine ganz außergewöhnliche Maßregel am folgenden Tage die Leitung des Gottesdienstes auf dem großen Versammlungssaal selbst übernahm und dort, an die Vorfälle des vorhergegangenen Tages anknüpfend, eine die Herzen der irregeleiteten Zöglinge tief erschütternde Predigt hielt.



Am 9. Dezember fand unter dem Geleite der Lehrer und Schüler sämtlicher Schulen der Francseschen Stiftungen und unter Beteiligung einer ungeheuren Menschenmenge die feierliche Bestattung des hochverdienten Mannes statt. Das Waisenhaus aber bezeugte seine Trauer um den Verlust seines Oberhauptes dadurch, daß alles laute Wesen und alle Lustbarkeiten mehrere Wochen hindurch unterblieben.

Seit Jahren bestand die Einrichtung, daß Waisenzöglinge und Pensionäre sich vereinigten, um während der Weihnachtsferien mit einer Theateraufführung vor die Öffentlichkeit zu treten. Diese Aufführungen wurden von dem damaligen Leiter der lateinischen Schule, Eckstein, begünstigt. Dieser verfehlte dabei auch nie, die an der Aufführung Beteiligten durch Zusendung mehrerer Flaschen guten Weines für ihre Mühe zu belohnen. Zur Darstellung gelangten meistens leichte Lustspiele; häufig wurden auch von Schülern verfaßte kleine Lieder mit scherzhaftem Reim eingelegt, in denen Zustände und Vorkommnisse aus dem Gebiete des Stadt- und Anstaltslebens humoristisch behandelt wurden, und die stets viel Beifall fanden. Auch für Weihnachten 1851 war schon wochenlang vor Niemeyers Tode eine solche Aufführung vorbereitet worden, die nun natürlich mit Rücksicht auf die Anstalts Trauer nicht zur Ausführung kommen konnte.

Im Anfange des Jahres 1852 brach eines Morgens im Pädagogium Feuer aus, das bei der leichten Fachwerkkonstruktion der dortigen Gebäude und den ungenügenden Löschanstalten, über welche die Anstalt damals



verfügte, leicht eine gefährliche Ausdehnung hätte gewinnen können. Rettende Hände waren natürlich schnell in Menge zur Stelle, und unserer anstrengenden Arbeit gelang es auch, das Feuer binnen wenigen Stunden zu bewältigen. Eckstein, der jetzt die interimistische Leitung der Stiftungen hatte, befand sich dabei in der größten Aufregung; ununterbrochen hin und her laufend, forderte er uns auf, unsere Kräfte bei der Rettungsarbeit aufs äußerste anzuspannen. Es war nicht nötig; wir thaten auch ohne Nötigung unser Möglichstes. Infolge der sehr strengen Kälte, die an diesem Tage herrschte, erfror ich mir mehrere Finger der rechten Hand, so daß ich diese nur mit Mühe gebrauchen konnte und noch nach Jahr und Tag ein taubes Gefühl darin verspürte.

In dieser Zeit galt es, tüchtig zu arbeiten; denn das Abiturientenexamen stand vor der Thür. Die mündliche Prüfung fand anfangs März statt und nahm bei der großen Zahl der Prüflinge zwei Tage in Anspruch. Als königlicher Kommissarius wirkte dabei der Professor Leo, jener merkwürdige, vielgehaßte und vielbewunderte, auch mit mancherlei Wunderlichkeiten behaftete Gelehrte, der sich aus einem eifrigen Burschenschaftler zu einem leidenschaftlichen Anhänger der Kreuzzeitungspartei und zu einem Hauptbeförderer der damaligen Rückwärtsbestrebungen in der Politik verwandelt hatte. Dabei war der sonst so schroffe, rücksichtslose Mann im persönlichen Verkehr äußerst wohlwollend, liebenswürdig und freimütig, war auch als aufrichtiger Verfechter der akademischen Freiheit bei der studentischen Jugend jeder Partei=



richtung in hohem Maße beliebt. Auch bei unserer Reiseprüfung zeigte er sich von der liebenswürdigsten Seite, enthielt sich jeden Eingreifens in den Gang der Prüfung und ließ den prüfenden Lehrern völlig freie Hand. Daß er aber bei der Schlußberatung seinen Einfluß zu Gunsten einzelner schwächerer Abiturienten geltend gemacht hat, schlossen wir daraus, daß alle, auch solche, die es kaum hatten erwarten dürfen, für reif erklärt wurden. Auch sah man ihm die Freude an, die es ihm machte, als er uns dieses günstige Prüfungsergebnis mitteilen konnte. Als wir dann beim Ausscheiden aus der Anstalt ihm unsern Besuch machten, empfing er uns mit der größten Zuverlässigkeit und begann ein längeres Gespräch mit uns. Im Verlauf desselben wurde auch das Kapitel der Fußwanderungen berührt. Dabei sagte er:

„Ja, meine Herren, ich kann Ihnen nur empfehlen: Machen Sie tüchtige Fußmärsche durch unser schönes deutsches Vaterland. Verschmähen Sie alles überflüssige und weichele Fahren auf Wagen und Eisenbahnen. Daß man sich bei Lustfahrten nicht mehr auf die Glieder allein verlassen will, die uns der liebe Gott zur Fortbewegung gegeben hat, ist auch so eine Errungenschaft der Neuzeit, die die Kraft unseres Volkes und namentlich unserer Jugend zu untergraben droht. An wahren Genuß verliert man übrigens durch die heillose Fahrerei mehr, als man gewinnt. Während meiner Studentenzeit — Sie wissen doch, daß ich damals ein wütender Burlesken- und Scherzhaftler war — machte ich es mir zum Prinzip, keinen Schritt zu fahren, auch wenn die Gelegenheit dazu noch



so günstig war. Und dabei habe ich Deutschland von einem Ende zum andern durchwandert. Da kam ich denn auch 'mal an die österreichische Grenze, wäre auch gern in das Land des Doppeladlers weiter hineingestieft; allein dort hätte man den Burschaftler — als solcher wurde ich sofort erkannt — am liebsten aufgespießt. Kaum hatte ich also die Grenze überschritten, da faßten sie mich bei meinen langen Haaren und warfen mich wieder über die Grenze hinüber.“

Glückliche Tage folgten, nachdem wir durch das Bestehen der Reiseprüfung das höchste Ziel der Schullaufbahn erreicht hatten. Wir befanden uns in einem ununterbrochenen Freudentaumel, wurden als Leute von Bedeutung mit Bewunderung und Neid von unsern jüngeren Mitschülern angestaunt und bildeten den Gegenstand mancher gutgemeinter Huldigungen. Außer mir hatten noch zwei Waisenzöglinge die Prüfung bestanden. Altem Brauch entsprechend wurde uns dreien am Abend nach unserer Reiseerklärung auf den Waisentuben eine rauschende Ovation dargebracht und als übliches Abschiedsgeschenk jedem von uns eine wahre Wagenladung von Flibuffen, an deren Anfertigung wochenlang fleißig gearbeitet worden war, überreicht. Für die uns bewiesene Aufmerksamkeit zeigten wir uns dadurch erkenntlich, daß wir später mit Genehmigung unserer Aufsichtslehrer der ganzen Schar unserer Mitzöglinge einen soliden Punsch gaben, bei dem es recht heiter und laut zu ging.

Unsere Zwitterstellung als muli entthob uns nicht der Verpflichtung, dem Unterricht bis zu unserer Entlassung aus der Anstalt beizuwohnen. Doch war auch



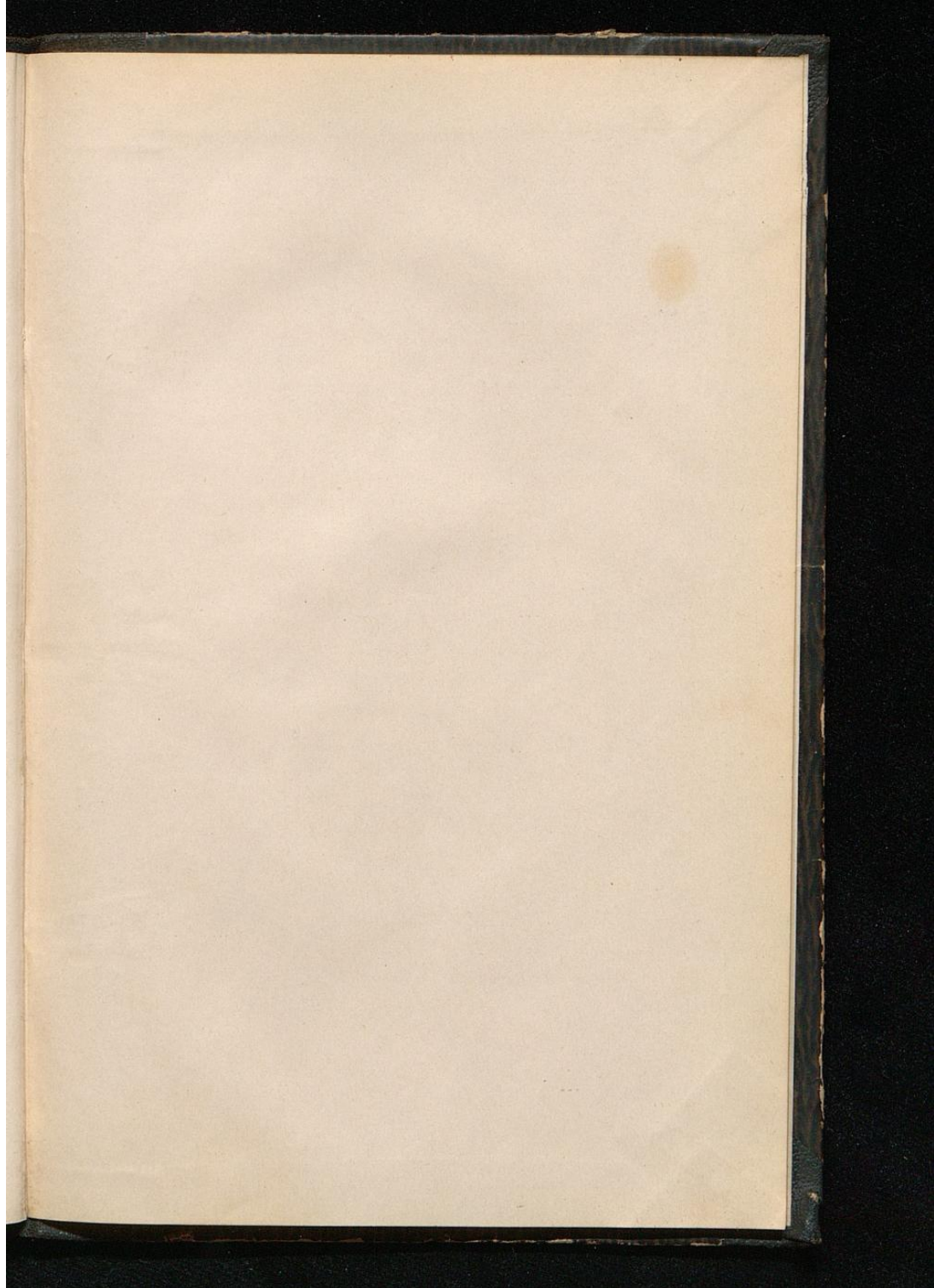
trotzdem diese Zeit, in der die Lehrer von uns nichts weiter verlangten, als still zu sitzen, eine höchst vergnügte. War auch dieses Stillsitzen auf den harten Schulbänken, die nun für uns einen überwundenen Standpunkt darstellten, nicht gerade kurzweilig, so hinderte uns ja nichts, unserem durch die Lehrvorträge nicht mehr genügend gefesselten Geist den kühnen Flug in die weite Welt und in die im hellsten Lichte erstrahlende Zukunft zu gestatten und dabei die prächtigsten Luftschlösser zu bauen. Endlich kam mit unserer feierlichen Verabschiedung die Erlösung von dem letzten Rest des Schulzwanges. In seiner ergreifenden Entlassungsrede sagte Gekstein unter anderem zu uns:

„Sie sehnen sich jetzt hinaus aus der strengen Ordnung des Schullebens in die goldene Freiheit, und das wird Ihnen niemand verdenken. Aber erwarten Sie von der Zukunft nicht lauter Sonnenschein; die Stürme des Lebens werden auch Ihnen nicht erspart bleiben. Dann aber werden Sie oft mit Wehmut zurückdenken an die schöne, wolkenlose, hier verlebte Jugendzeit, von der Sie jetzt leichten Herzens Abschied nehmen, und je weiter Sie sich von ihr entfernen, in desto glänzenderem Lichte wird sie Ihnen erscheinen. Für mich wenigstens war die Jugendzeit, die ich, wie Sie, in dieser ehrwürdigen Anstalt verlebt habe — ich erkläre es offen — die schönste meines Lebens!“

Vielleicht war sie es auch für manchen von denjenigen, an die damals jene tiefempfundenen Worte gerichtet waren!





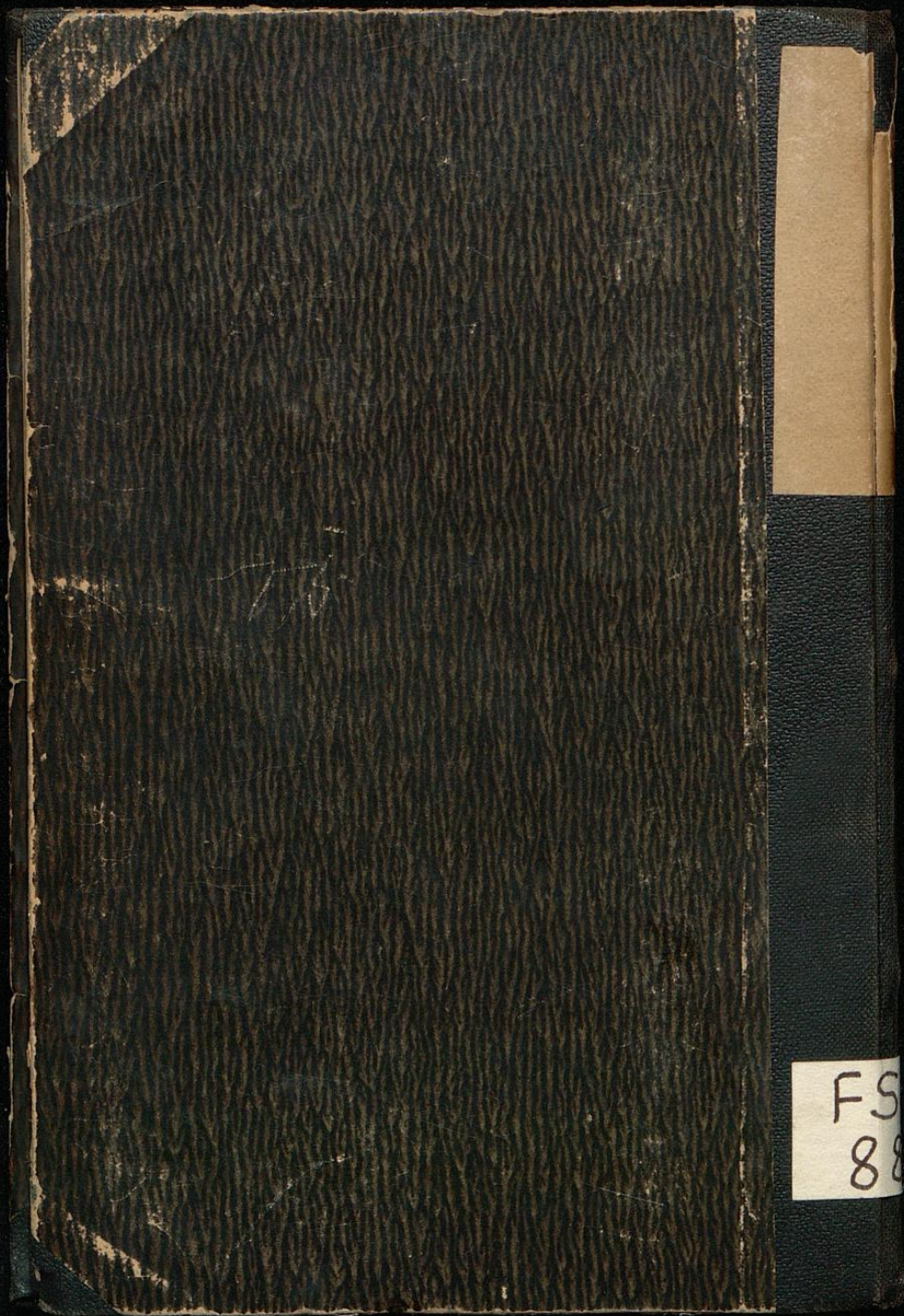






T. 296





FS  
88